

Vor etlichen Jahren feierte das deutsche Volk und die deutsche Wissenschaft das Andenken zweier Männer, welche 100 Jahre vorher das Licht der Welt erblickt hatten, der Brüder Grimm. Bei dieser Feier wurden wir wieder einmal daran erinnert, wie erst seit dem Auftreten dieser beiden Männer das Studium der deutschen Sprachschätze und infolge dessen auch der deutschen Dialekte ein allgemeines Interesse zu beanspruchen begonnen hat. Auf dem Gebiete der Dialektforschung ist seit jener Zeit die suchende und sammelnde Thätigkeit und die Anteilnahme des gebildeten Volkes an dieser Geistesarbeit eine immer regere geworden. Auf den mannigfachsten Wegen versucht man die Resultate dieser Forschungen und Funde für das allgemein deutsche Leben genießbar und nutzbar zu machen. Durch zahlreiche Sammlungen volkstümlicher Spracherzeugnisse jeglicher Art, durch dialektische Dichtungen aus allen deutschen Gauen findet der Sprachkundige wie der Laie schier jedes Jahr aufs neue Gelegenheit, sich in das Innere des deutschen Gemütlebens der vergangenen und gegenwärtigen Zeit zu vertiefen und immer wieder mit Genugthuung den lebendigen Zusammenhang der einzelnen deutschen Stämme im großen und im kleinen aufzudecken und mit ebenso großer Befriedigung wahrzunehmen, daß überall der deutsche Volkscharakter auch heute noch dieselbe sittliche Gemütsiefe, denselben geselligen Frohsinn, dieselbe wahre Freude an der Arbeit und denselben ehrlichen Drang, über die armselige Not des Lebens hinwegzukommen, tiefinnen im Herzen trägt und aus dem Munde seiner Sprache hervorquellen läßt, wie ehemals in der sog. guten alten Zeit. Stark und mächtig, gehegt und geliebt steht der von den beiden Grimm gepflanzte Baum des deutschen Sprachgeistes und des deutschen Volksgeistes da. Aber ein Zweig, ein Trieb dieses Baumes, und zwar ein rechter Blütrieb, dürfte vielleicht noch mehr Beachtung verdienen: Wie das Volk auch selbst mitwirkt und mitfühlt mit jenem schaffenden Sprachgeiste, wie es selber an den natürlichen und künstlichen Bildungen seiner Sprache sich ergötzt, das in großen Zügen und bis in die kleinsten Abzweigungen zu verfolgen, müßte eine ebenso interessante wie dankbare Aufgabe sein, ist aber nur von wenigen und mit Beschränkung auf einzelne Gesichtspunkte, besonders auf die Volksetymologie, versucht worden. Auch der Schreiber dieser Zeilen möchte ein ganz kleines Stück dazu beitragen, diesen Weg immer mehr zu erschließen, indem er es unternimmt, auf eine unter eigentümlichen Erscheinungen sich äußernde sprachliche Lebensthätigkeit der deutschen Volksseele, auf die häufige und, wie es scheint, außerordentlich beliebte Anwendung des Stabreimes in der heutigen Sprache des Volkes hinzuweisen.

Diese Zeilen möchten einen winzigen Teil des Reichtums, der noch in der Volkssprache, in der Volkspoesie verborgen steckt, eine Reihe von neuen poetischen Farben und Bildern ans Licht bringen und alte, vielleicht bekannte Bilder in neuer Beleuchtung erscheinen lassen, sei es durch günstigere Aufstellung und Zusammenstellung, sei es durch Entfernung des verdunkelnden Staubes, d. h. durch etymologische und sachliche Erklärungen. Und so glaube ich hoffen zu dürfen, daß einer der vornehmlichsten Zwecke dieser Blätter in Erfüllung gehe, nämlich daß das Gefühl und das Verständnis für die deutsche Volkssprache, für ihre Kraft und Lebendigkeit, für ihr äußeres Kleid und ihren innern Geist, und somit für die Sprachen und Menschen überhaupt auch im Schoße der Schule fruchtbar werden möge!

Mit Rücksicht auf den eigentlichen Leserkreis eines Schulprogramms scheint mir ein kurzes Zurückgreifen auf allgemeinere sprachgeschichtliche Verhältnisse geboten.

Die älteste Sprache ist wohl bei allen Völkern eine Art von lallender Kindersprache und in die Form des gesangartigen und poetischen Vortrags gegossen gewesen; erst allmählich entledigte sie sich des bunten und flatternden kindlichen Gewandes, um den nüchternen, bequemen Rock des Alltagslebens anzuziehen. Reste jedoch und Erinnerungen an jene Zeit sprachlicher Kindheit sind auch in der entwickelten Sprache, nämlich in der Poesie, zurückgeblieben. Die gebräuchlichsten äußern Schmuck- und Kunstmittel der Poesie, der Rythmus, der Reim und der Stabreim sind vielleicht selbst nichts anderes als eine Weiterbildung kindlicher Zungen- und Gaumenspiele, welche der naive Aeußerungstrieb des Menschen in der sprachlichen Urzeit ebensowohl aus dem Grunde jenes phonetischen, körperlich-geistigen Wunderinstrumentes, des Sprachorgans, herausholen, als auch der tönenden, singenden Außenwelt ablauschen lernte, und deren sich nachher der immer mehr zum Bewußtsein gelangende, schaffende und an seinem Schaffen sich ergötzende Sprachgeist bemächtigte, um daraus die uns geläufigen Klangbilder zu formen.

So weist die deutsche wie die ausländische Kinderpoesie in den Versen der Glockensprache, um mich so auszudrücken, der Tiersprache und besonders der Vogelsprache<sup>1)</sup> eine große Zahl mannigfaltiger und ganz eigenartiger Rythmen auf, welche unmittelbar der Natur nachgeformt sind und den eigentlichen Zweck haben, die lieben Laute, die das kindliche Volk in der Natur hört und immer wieder hören mag, in ihrem vollen Klangwert nachzuahmen und festzuhalten. Das sind die Rythmen der Urzeit.

Mit dem Reime, über dessen Urgeschichte trotz aller Forschungen noch so großes Dunkel gebreitet ist, mag es eine ähnliche Bewandnis haben: die kindliche Freude am Klang und am Gleichklang, die man noch heute an geweckten Kindern in den ersten Lebensjahren beobachten kann, hat ihn geschaffen, und diese Klangfreude ist, wie es scheint, verhältnismäßig erst spät von den naiven Südländern auf die deutschen Völker übergegangen, deren poetische Erzeugnisse seit urdenklicher Zeit in die etwas ernstere und straffere Klangform des Stabreimes gekleidet einhergingen. Aber auch dieser Stabreim, diese Allitteration, d. h. das durch die gleichen Anfangsbuchstaben<sup>2)</sup> bewirkte gleiche Anklingen gewichtiger und betonter, unmittelbar oder mittelbar aufeinanderfolgender Lautbilder ist ohne Zweifel ein Erzeugnis kindlichen Sprachlebens, ein jugendlich lebendiger Sprachtrieb, der sich in seinem Entwicklungsgange fast von Stufe zu Stufe, und in seiner Ausdehnung vielleicht über den ganzen indogermanischen Sprachstamm von Volk zu Volk verfolgen läßt.

Die erste Stufe der Allitteration haben wir also in der Lallsprache des Kindes zu suchen. Das Kind beginnt seine Redethätigkeit damit, daß es eine jede Silbe, die es mit

<sup>1)</sup> Interessante Funde aus diesem forschenswerten Felde, welches seit dem Erscheinen der Grimm'schen Märchen und außer einer beschränkten Verwertung in der hochdeutschen Poesie, nur von einzelnen Forschern und Sammlern in geringem Maße bebaut worden ist, hoffe ich gelegentlich in einer Fachzeitschrift mitteilen zu können. Hier nur zwei Beispiele: Die Glocken von Birkesdorf bei Düren singen beim „Beiern“: *ménge dóm, ménge céngé', méngen álembo'ghe — kriste meng schwáste', da wi'schte mi schwoghe'*:

ú ú ú ú ú ú ú ú ú ú ú ú  
 ú ú ú ú ú ú ú ú ú ú ú ú

Der Buchfink singt: *Ci—ci—ci—cilia, sind die Kirsches bau riip?* (Sind die Kirschen bald reif?)

<sup>2)</sup> Bekanntlich allitterieren die Vokale alle gegenseitig miteinander, weil vokalisch anlautende Wörter eigentlich mit dem spiritus lenis beginnen. G. Curtius, Grundzüge der griech. Etymol. Leipz. 73 S. 46 macht in dieser Beziehung die treffliche Bemerkung: „Die deutsche Allitteration zeigt, daß der spiritus lenis selbst dem ungelehrten Sprachgefühl nicht unbewußt war . . . Der spiritus lenis ist ein wirklicher Laut.“

seiner Sprachkraft erobert hat, zu allererst in unbewußter Nachahmung der Natur verdoppelt und dadurch seinem Können dauernd einverleibt („*pa—pa, ma—ma, wau—wau, kri—kri, ku—ku*“) und dann mit ablautender<sup>1)</sup> Vokalisation in spielender Sprachfreude vervielfältigt („*pif—paf, tik—tak, fik—fak—fuk*“ etc.). Und mit dieser Erscheinung hängt jenes andere Lallen zusammen, welches sich fast überall in den indogermanischen Sprachen aus der Zeit der kindlichen Sprachentwicklung erhalten und zu bestimmten grammatischen Zwecken ausgebildet hat, ich meine die Reduplikation in ihren verschiedenen Formen (*pello, pe—puli* etc.). Im Sanskrit, im Griechischen, Lateinischen, Gothischen hat diese Klangverstärkung häufig und vielleicht ursprünglich in ausschließlicher Weise zur Bezeichnung des Präteritums gedient, und sie hat im Lateinischen, zumal in der Vulgärsprache, seltener im Griechischen<sup>2)</sup> neue Begriffsstämme, besonders solche iterativer oder onomatopoeischer Art veranlaßt: *βιάζω* (von *βαίνο*), *ροροί* (Interjektion des Schmerzes), *murmurare* murmeln, *titinare* klingeln, *titilare* kitzeln, *titubare* taumeln, *pipilare* zwitschern; *βολβός* *bulbus* Zwiebel; *γογορίζω* gurgeln; *βάρβαρος*. Stärker noch als in der Sprachbildung äußert sich das Allitterationsprinzip im Satzbau. Und hier ist zunächst in den Bereich dieses sprachlichen Processes hineinzuziehen die gewöhnlich als Anaphora bezeichnete und besonders im Griechischen und Lateinischen häufige Wiederholung desselben Wortes zum Zwecke der Verstärkung, sowie die poetische Verwendung desselben Stammwortes in verschiedener Form.

Künstlerisch höher steht die gelegentliche, aber vielfach bewußte Ausschmückung der Rede durch wirkliche Allitteration, sei es mit der Absicht einer wirkungsvollen Klangmalerei, oder einer bestimmten, festen Hervorhebung wichtiger Wortklänge; beide Arten finden sich schon in den klassischen Sprachen, besonders im Lateinischen. Die auffallend weite Verbreitung der Allitteration im Lateinischen hat nach *Bötticher*<sup>3)</sup> in jüngster Zeit besonders *Keller*<sup>4)</sup> in schlagender Weise nachgewiesen. Ich will meinerseits nur an einige auch dem Gymnasiasten geläufige Wortspiele erinnern: *Veni vidi vici — Operam et oleum perdidit — Sit venia verbo — Aut fer aut feri, ne feriare feri — Pallida mors aequo pulsat pede pauperum tabernas regumque turres.*

Die höchste Entwicklung aber zeigt nach der allgemeinen Anschauung das Allitterationsbestreben in der vollständig kunstgemäß durchgeführten und mit künstlerischer Maßhaltung beschränkten Anwendung des Stabreims in den altdutschen Kunsterzeugnissen, wie im Hildebrandslied und im Heliand. Gleich wie in der altnordischen, so war auch in der deutschen Dichtung der Stabreim bis zum 9. Jahrhundert etwa die alleinherrschende Kunstform; aber auch nach dieser Zeit konnte man sich von dem liebgewordenen einheimischen Klangspiele nicht trennen; auch nach der Einbürgerung des Endreimes lebte es fort in volkstümlichen Gedichten der folgenden Jahrhunderte, und endlich erlebte der Stabreim eine reiche Nachblüte in der

<sup>1)</sup> Der Ablaut ist jener musikalische innerhalb desselben Stammes sich vollziehende Wechsel zwischen den drei Hauptwurzelvokalen *a, i, u*, den Jacob Grimm „das eigene Leben, die Art und die Kraft der deutschen Wurzeln“ nennt, und dessen Wesen die hervorragendsten deutschen Sprachgelehrten, wie Bopp, Holtzmann, Jacobi, Fr. Müller, Weinhold auf die verschiedenste Weise zu erklären versucht haben.

<sup>2)</sup> G. Curtius a. a. O. S. 696 ist der Ansicht, daß die griechische Sprache dem Zuge folge, das sinnliche Element der Laute in gewissen Schranken zu halten, da allzuviel Gleichklang den Eindruck des Stammelns und Geklingels hervorrufe.

<sup>3)</sup> Bötticher, de alliterationis apud Romanos vi et usu, Berlin 1884.

<sup>4)</sup> Otto Keller, Zur lat. Sprachgeschichte II: Grammatische Aufsätze No. 1. Leipzig. Teubner 1895. Hier ist auch die übrige Litteratur über die lateinische Allitteration verzeichnet.

eigentlichen naiven Volkspoesie, im Rätsel, in den Neckreimen und Kindersprüchen aller Art und besonders im Sprichwort, eine Nachblüte, welche Jahrhunderte hindurch vorgehalten und bis in unsere Zeit hinein lebendig geblieben ist<sup>1)</sup>. Leider hat man das Gefühl für die Allitteration immer mehr verloren: bis auf einige wenige, allgemein bekannte allitterierende Redensarten, an denen man in der Schule den Begriff des Stabreimes zu erklären pflegt, wie „Mann und Maus, Kind und Kegel“ und bis auf einige Beispiele aus den gelungenen oder mißlungenen Versuchen moderner Dichter, welche die Allitteration in der Kunstpoesie entweder als gelegentlichen belebenden Schmuck oder als eigentliche Kunstform verwandten<sup>2)</sup>, ist heutzutage die Allitteration selbst bei den Gebildeten oft nur eine litteraturgeschichtliche Thatsache. Aber das Volk hat diesen Schatz in seiner Sprache bewahrt und in der verschiedenartigsten Weise ausgebildet; es hat dadurch zum Teil seine Sprache lebenskräftig und wirkungsvoll erhalten und selbst die Empfindung dieser sprachlichen Gewohnheit nicht verloren. In dieser Nachblüte des Stabreimes begegnen dem Auge des Forschers noch einmal die verschiedenen, oben angedeuteten Phasen, die der Wechsel der Zeit und des Sprachgeschmacks in Bezug auf den Allitterationsgebrauch geschaffen hat; vielerlei Formen und Begriffsbilder aus alten Zeiten hat der Stabreim hier bis auf den heutigen Tag festgehalten und weiter entwickelt; nahezu alle Empfindungen der Volksseele, von den eingewachsensten bis zu den modernsten, hat er sich anzueignen gewußt, und so bietet das Studium der volkstümlichen Allitteration ein kleines, aber merkwürdiges Spiegelbild einer großen sprachlichen Entwicklungsperiode.

Theodor Heinze<sup>3)</sup> hat schon vor Jahren eine grundlegende und überaus lichtvolle Darstellung der „Allitteration im Munde des deutschen Volkes“, allerdings hauptsächlich für das Hochdeutsche gegeben. Wenn ich nun, angeregt durch diesen Meister, auf den gleichen Gegenstand noch einmal die Aufmerksamkeit lenke, so muß ich einerseits neue Wege gehen, andererseits, um mich keiner unnützen Wiederholung schuldig zu machen, meine Ausführungen nach verschiedenen Richtungen hin beschränken.

Ich muß zunächst gänzlich absehen von jenem volkstümlichen Sprachschätze, welcher sich zu der eigentlichen Volkssprache verhält, wie das Lallen des Kindes zu der Sprache des Erwachsenen: von der uralten und ewig jungen, in allen Dialekten singenden Kinderpoesie, von den Wiegenliedern und Spielliedern, den kindlichen Neckversen und den schon erwähnten rythmischen Nachahmungen der Glocken- und Tiersprache u. s. w., wiewohl gerade hier der Allitterationsgeist (der Allitterationskobold, dürfte man hier vielleicht sagen) am meisten seine ursprüngliche Kindernatur verrät und in schier unerschöpflichen, sinnigen und sinnlosen Bildungen sich austummeln kann. Des weiteren will ich darauf verzichten, in den eigentlich poetischen Erzeugnissen

<sup>1)</sup> Es soll hier unerörtert bleiben, ob nicht vielleicht dieser volkstümliche Gebrauch der Allitteration der ursprüngliche gewesen ist und vielleicht schon vor jener kunstgemäßen Ausbildung im deutschen Volke wie bei den übrigen Indoeuropäern als ein Erbteil der alten Stammesgemeinschaft eingewurzelt war. Man ist fast versucht, dies zu glauben, wenn man Kellers Abhandlung über die lateinische Allitteration liest. Vielleicht wird auch dessen Ansicht über das häufige Vorkommen der Allitteration bei den Griechen durch weitere Studien bestätigt werden.

<sup>2)</sup> Ich nenne nur die Namen Schiller, Göthe, Rückert, Wagner, Jordan, kann es aber nicht unterlassen, zu betonen, in welcher meisterhaften Weise Fr. W. Weber, besonders in „Dreizehnlinden“, den Stabreim zu neuer Blüte gebracht hat. In dieser Hinsicht übertrifft derselbe ohne Zweifel alle seine Vorgänger.

<sup>3)</sup> „Die Allitteration im Munde des deutschen Volkes“ von Th. Heinze, Gymnasialdirektor, Progr. Anklam 1882, Nr. 107.

der Volkssprache, in dem Volksrätsel und den auch heute noch gesungenen Volksliedern, sowie in andern deutschen Altertümern die überall sich aufdrängenden Stabreime nachzuweisen. Nur diejenigen mehr oder weniger poetischen Sprachformen will ich einer nähern Beleuchtung unterziehen, welche im eigentlichen Sinne im Munde des Volkes noch heute allgemein und lebendig sind oder bis vor kurzer Zeit gewesen sind, die Sprüchwörter, die sprüchwörtlichen Redensarten und endlich die auch sprüchwörtlich gewordenen Wortgestaltungen aller Art. Das Sprüchwort ist heutzutage das eigentliche Feld der Alliteration und zeigt thatsächlich viel häufiger diese Kunstform als den Endreim. Endlich beschränke ich mich auf die Beobachtungen, die ich in den mir bekannten und vertrauten Dialekten<sup>1)</sup> des Landstriches zwischen Rhein und Rur, d. h. etwa im Reg.-Bez. Aachen, im Südstück des R.-B. Düsseldorf und im westlichen Teile des R.-B. Köln gemacht habe<sup>2)</sup>, gestatte mir dabei aber, auch auf das linke Rurufer bis in die Nähe der Maas hinüberzustreifen. Sprachlich gehören diese Rhein- und Rurgebiete nicht ganz derselben Stufe an: dem großen Kreise der niederfränkischen Mundart, welche den Rhein hinunter etwa von Bonn bis nach Grevenbroich und rurabwärts von Montjoie bis nach Linnich reicht, schließt sich im Westen der schmale Streifen der noch platteren Aachener Mundart und im Nordwesten in dem Niederrur- und Nierslande (Geilenkirchen, Heinsberg, Erkelenz, Gladbach, Düsseldorf, Krefeld, Kempen) die sog. Mischmundart an, welche sich schon stark dem Holländischen nähert<sup>3)</sup>. Ich glaube jedoch durch die Zusammenstellung dieser Mundarten in den folgenden Sprüchen und Redensarten keinen Fehltritt zu thun, da die wirtschaftlichen Zustände dieser Gebiete, die sittlichen und socialen Anschauungen und Lebensgewohnheiten dieser schon ziemlich vermischten Stämme auf fast gleicher Stufe stehen und infolge langer politischer Zusammengehörigkeit sich immer mehr gegen einander ausgeglichen haben. Wird ja doch auch ein großer Teil dieses Gebietes unter dem einheitlichen Volksnamen des „Jülicherlandes“ zusammengefaßt<sup>4)</sup>.

<sup>1)</sup> Alle bei Heinze a. a. O. sich findenden Ausdrücke werde ich vermeiden, wenn nicht irgend ein besonderer Grund mir die nochmalige Vorführung zweckmäßig erscheinen läßt.

<sup>2)</sup> Diese Beobachtungen beruhen zum großen Teile auf eigenen Aufzeichnungen; zum andern Teile konnte ich einige gedruckte Sammlungen benutzen: Werners, Dürener Volkstum, Düren 1880; Müller und Weitz, Die Aachener Mundart, Aachen und Leipzig 1836; Schmitz, Die Mischmundart, Dülken 1893. Insbesondere stellte mir der Altmeister des „Kölsch Platt“, Herr Fritz Hönig, in liebenswürdiger Weise sogar die Korrekturbogen seiner jetzt erschienenen überaus reichen und mustergültigen Sammlung „Sprüchwörter und Redensarten in Kölnischer Mundart“ (Köln, 1895, Paul Neubner) zur Verfügung. Desgleichen hatte Herr Brauereibesitzer Kremers zu Karken bei Heinsberg die Güte, mir die Benutzung einer handschriftlichen, von dem unermüdlichen Forscher des dortigen Dialekts, von dem jetzt verstorbenen Lehrer Kremers angelegten Sprüchwörtersammlung freundlichst zu gestatten. Diesen beiden Herren bin ich zu großem Danke verpflichtet, und dieser Dank sei denselben auch hiermit herzlichst erstattet!

<sup>3)</sup> Die genauen sprachlichen Grenzen dieser Landstriche sind von berufener Seite im allgemeinen längst fixiert. Vgl. besonders die Wencker'schen Sprachkarten.

<sup>4)</sup> In den von mir gebrauchten dialektischen Lesarten, welche vielleicht dem einen oder andern fremd klingen, möge man nicht Vernachlässigung der genauen Aussprache und Färbung eines speciellen Dialektes erblicken; denn ich glaubte es den betreffenden Landstrichen und Orten, die für mich die Quelle eines Spruches waren, schuldig zu sein, das Gefundene auch gerade in der Klangfarbe seiner Heimat wiederzugeben. Aus wissenschaftlichen Gründen wählte ich bei den einzelnen Mitteilungen die Angabe des Landstriches statt des Namens des betr. Sammlers, wiewohl z. B. die von mir unter K. = Köln aufgeführten Beispiele sich fast alle bei Hönig, die unter M. = Mischmundart mitgeteilt bei Schmitz a. a. O. finden.

Überaus groß ist, selbst mit Beschränkung auf die von uns gezogenen Grenzen, die Zahl der im Munde des Volkes gebrauchten Allitterationen; aber sie begegnen uns in der lebendigsten Abwechslung sowohl hinsichtlich der verschiedenen sprachlichen Formen, in welchen das vielgestaltige Allitterationsprincip auftritt, und der mannigfaltigen Wirkungen und Folgen, welche es nach sich zieht, als auch in bezug auf den wechselnden Grad der Empfindung, mit welcher das Volk die ihm angeborene Gabe handhabt.

Die erste Frage ist also: welche verschiedenen Arten von Wortverbindungen sind es, die sich durch das Band der Allitteration aneinander anklammern?

Möge es zuerst verstattet sein, auf jene anaphorische sprachliche Erscheinung mit ein paar Beispielen hinzuweisen, welche wohl als Vorläufer des eigentlichen Stabreims bezeichnet werden könnte: die Wiederholung desselben Stammwortes entweder in gleicher oder in veränderter Form:

*Be<sup>ä</sup>ter és be<sup>ä</sup>ter (H.).*

*Brulech bréngt brulech (H., Hochzeit).*

*Düvels mäl git düvels pänekóche (K.).*

*Dat és wäder wi kee wäder (D. schlechtes Wetter).*

*Eene gäk maat véll gäke (D.).*

Nimmt das Wurzelwort in dem zweiten Gliede eine andere Gestalt an, so tritt der Allitterationstrieb schon ausgebildeter hervor:

*Löss küme, wat küt (K.).*

*Et ging wäl, ücer et geit nit (K.).*

*De i<sup>sch</sup>te k<sup>is</sup>che geilen et geild (H.).*

*Däm sing érlichkeit un däm düvel sing barmh<sup>ä</sup>zichkeit gälden eī gäld (K.).*

*Dä'ss äles ein dōns un dūn (K., alles einerlei, ein thun, dōns = gedōns = Gethue, ist ein substantiviertes participium, wie gebrōts, gehäks, also partic. + infin.).*

*Wä dēt net kän on dāt net kän, dē kän net vōl (H. Seltene Unterscheidung von dēt und dāt — dies und das<sup>1</sup>).*

*Jéder hāt si leit, dä hāt en dītchen on dä hāt en dātche (K.).*

*Et git kei mātche un kei pātche,*

*öv et hāt en dītchen un en dātche,*

*zó winich gäld of gār e schātche (K.).*

*Ne läufer määt en läufersche (K., eine Läuferin).*

Einmal finde ich zwei Wörter desselben Stammes, aber verschiedener Bedeutung:

*Wä sēch óp sin fründ verli<sup>t</sup>, dä és verlösse (K.).*

Mit dieser klanglichen und begrifflichen Veränderung desselben Stammes im Satze nahe verwandt und ebenfalls noch ein Vorläufer des eigentlichen Stabreims ist eine zweite, der Wortbildung angehörige Art der Allitteration; ich möchte diese zweite Art, um nicht die aus den klassischen Sprachen bekannten, aber auf bestimmte grammatische Vorgänge beschränkten Benennungen Reduplikation und Augment zu gebrauchen, als eine allitterierende Verdoppelung, Zerdehnung oder Entfaltung eines und desselben Stammwortes bezeichnen und in drei Gruppen vorführen.

<sup>1</sup>) Dieser Spruch wird angewandt bei einem Vexierspiel, wobei der Sprechende einen Stock in rythmischer Übereinstimmung mit den Vershebungen auf die Erde stößt und dem Nachbar zur Nachahmung des Spieles überreicht; die Schwierigkeit besteht darin, daß der Stock mit der rechten Hand aufgestoßen und dann mit der linken überreicht wird; das letztere wird gewöhnlich übersehen.

Zunächst verbindet der Stabreim sich oft mit dem Ablaut, und es entsteht somit ein bekanntes Klangspiel, welches in der Kinderpoesie sein neckisches und manchmal auch kindisches Wesen treibt; aber auch in einzelnen Wortbildungen, welche das Volk sich sprichwörtlich angewöhnt hat, scheint jene Liebe zum Klange den Sprachgeist beherrscht zu haben: „nachdem der alte Trieb (der Reduplikation) in der Conjugation längst erlosch, bricht er noch hin und wieder auf andern Wegen im Nomen hervor“<sup>1)</sup>. Der Ablaut wird uns auch weiter unten noch oft begegnen.

*Fixe-faxe* (A., Grillen, Streiche) und *fix-faxerei* (K., Tändelei, Windbeutelei, vgl. holl. *vieze-vazen* und *fik-fakkery*, engl. *figary*, K. *fixföör*, Streichholz; H. *fik-fäk-fük* = *tik-täk*, nd. *fachs*, flatternde Mähne; also wohl ursprünglich zur Bezeichnung einer schnellen Bewegung; vgl. auch *firlefanzen*).

*Wisch-wasch* (H., leeres Geschwätz).

*Dä wéess wéder büf noch bäf* (D., A., weiß gar nichts; *büf noch bäf* gar nichts, kein Laut; oberhess. *bif noch baf*, holl. *boe noch ba*, ital. *nè bu, nè ba*; jedenfalls ein allgemeiner naturnachahmender Stamm, vgl. *piff paff*, er war ganz *paff*; ndl. *bóf* Backe, Biß, Blasen, *buffen* die Backen aufblasen, *baffen, bäffen* bellen; man vgl. auch den latein. Ausdruck *nec mu nec ma* bei Keller a. a. O.).

*Dä löpt esu<sup>e</sup> büf-bass dróp aan* (M., arbeitet unüberlegt; vgl. o.).

*Dä wirf et gäld én der gríbele-graps* (K.) oder *én der gríbelde-gröbel* (H., giebt unnützes Geld aus; vgl. *wä gript, dä hélt*, wer es greift, der behält es).

*Kríbele-krábeles* (D.) und *kríbele-krábes* (K., Federzug, unleserliche Schrift; *kríbele* kritzeln, lat. *conscriptillare*).

*Drík-drök* (H., Schimpfname für Heinrich, Drickes).

*Wink-wanke* (A., wanken).

*Himp-hamp* (A., Zänkerei, vielleicht zu hinken, nd. *hömpele*).

*Schnīp-schnāp-schnoorum* (H., ein humoristisches Kartenspiel; schnippen, mit den Fingern knallen, ist wohl desselben Stammes wie schnappen, rasch fassen und rasch loslassen; *schnoorum* erinnert trotz der lateinischen Endung, die das Volk gern in humoristischer Weise anhängt, an Schnurren, Schnurrant; vgl. *snip-snap-snurre*, dän., in Andersens Märchen vom Tannenbaum).

Hat sich in diesen Beispielen das Stammwort in verdoppelnder Form zu einem Klangbilde gestaltet, so ist in den folgenden mehr ein zerdehnendes, zerlegendes Element geltend gewesen; es sind dieses Wörter, deren Klang bei dem Gebildeten einen volksetymologischen Anstrich haben und vom Volke in einem gewissen behaglichen, sprichwörtlichen Tone gebraucht werden, Fremdwörter, die man kaum noch als ein Stammwort empfindet, deren Bestandteile gewissermaßen zu zwei Begriffen auseinander getrennt und dann durch die Alliteration wieder verbunden werden:

*Kümele-kant* (K., Kommunikant, vgl. *muse-kant*, mit Anlehnung an einen Stamm *kant*; vgl. auch *póstel-jóng* u. a.).

*Zint Gir-jün* und *Girjunske's* (K., St. Gereon, Konvent für altersschwache Frauen).

<sup>1)</sup> Grimm, Wb. unter *ficksack*.

*Kôm-kômer* (Gurke, holl. *Komkommer*, franz. *concombre*, lat. *cucumis*; *H.* auch scherzend = *Komm, komm!* In der Kölner Mundart dagegen findet man die aus dem „Kölner Hännischen“ rühmlichst bekannte Anlehnung an kümmern, Kummer: *dò bruchst du dich net dorôm zo kôm-kômere*; die Reduplikation liegt schon im lateinischen Stamm).

*Zi-zīs, zi-zīs'che* (*K.*, kleine Bratwurst, franz. *saucisse*).

*Schpāk-schpāktif* (*K.*, Fernrohr „Perspektiv“).

*Schār-schant* (*K.*, Sergeant).

*Deielen-dāmes* (*K.*, Tedeum laudamus).

Eine Art von wachsender Entfaltung des Stammes<sup>1)</sup> dagegen, die ganz entschieden auf demselben Princip wie die alte Reduplikation sich aufbaut, findet sich bei den nachstehenden, in sich allitterierenden Wörtern; auch in diesen Bildungen wird das Klangwort als ein Begriff empfunden, selbst dann, wenn vielleicht ursprünglich zwei verschiedene Stämme zugrunde liegen; die Gebrauchsweise ist auch hier noch eine sprüchwortartige, und das Ablautspiel, das sich mit dem Stabreim verbindet, macht diese Gebrauchsweise noch volkstümlicher:

*Fómmfeien* (Eifel, schlagen) und *verfummeien* (*K., H.*, verpfuschen, verderben; die besondere Grundbedeutung des Stammes *fum* s. Grimm, Wb.).

*Fifalder, vivalder* (*B., K.*, Schmetterling, in *K.* auch Ohrfeige, vielleicht mit Anlehnung an den Begriff der fünffingerigen Hand; schon Grimm, Wb. unter *feifalter*, sieht darin eine Stammesreduplikation zu falten: „das seine Flügel auf- und niederfaltende Insekt“; ahd. *fifallara*; alts. *vicoldara*; ags. *fifalde, fifeld*; hd. Falter, Zweifalter; von zahlreichen mundartlichen Bildungen ist die interessanteste die bei Grimm unbekanntere *fiflätler* in den Kreisen Jülich und Geilenkirchen für Schmetterling und teilweise für Nachtfalter und Motte; der Stamm flattern paßt noch besser zu dem Tierchen als falten; vgl. Fledermaus, und oberd. *flattersche, flätterling*, mhd. *fletterle*, Schmetterling. Jean Paul gebraucht flattern mit Vorliebe in Verbindung mit Schmetterling. Vielleicht ist *fifalter* auch Metathesis von *fiflätler*).

*Kwinngkwannkele* (*A.* = *kwannkele*, durch Tauschhandel verschwenden, vertrödeln; *Kwinngkwannkelei* Tändelei; holl. *kwantselen*; soll vom franz. *quincaille*; aber dieses bedeutet urspr. etwas Tönendes<sup>2)</sup>; viel näher liegt der deutsche naturnachahmende Stamm *kwak, kwang, kwatsch, kwark*, welcher das Unbeständige, Wertlose bezeichnet).

*Liilau* (*H.*, Narbe, Muttermal, besonders bei Kindern; dasselbe was in andern Mundarten *linkzeeche, lüntecke, linzeichen* heißt; beides entweder von mhd. *lich*, Leib, Haut oder wahrscheinlicher von dem Stamme des seltenen Wortes *linken*, schrumpfen, holl. *link*, Strieme; die linke Hand ist vielleicht die verschrumpfte, verkümmerte; für den zweiten Teil vgl. lat. *laevus*, link, griech. *λαός*, mit Digamma; *laevus* wird mit *naevus*, Muttermal, zusammengestellt<sup>3)</sup>, vgl. auch *ἐλάα*, Muttermal. Dieses Doppelwort, das sich, so weit mir bekannt, sonst nicht findet, offenbart demnach einen kostbaren Fall von Stammesaugmentation<sup>4)</sup>).

*Niinökele* (*H.*) und *ninöigle* (*A.*, ein Kinderspiel, nahe verwandt dem Mühlenpiel; soll abzuleiten sein von den „neun Augen“ oder Punkten, auf welchen dasselbe gespielt

<sup>1)</sup> Auch das mhd. *wiwind*, welches Lexer (mhd. Wb.) von *wé* ableitet, wäre hierhin zu rechnen.

<sup>2)</sup> Brachet, dictionnaire étymologique de la langue française, Paris.

<sup>3)</sup> Fuss, Zur Etym. nordrhein-fränkischer Provincialismen, II, Progr. Bedburg, 1877 Nr. 347.

<sup>4)</sup> Vgl. bei Grimm Wb. die ähnliche reduplicierende, volkstümliche Bildung *lilaps* = Lapps, Labbes, Narr.

wird<sup>1)</sup>; unmöglich! Es ist vielmehr eine das Hin- und Herfahren des Spieles trefflich ausdrückende Stammesentfaltung, vielleicht zu Nock, Spitze, Knollen, Knopf, nld. *nock*, dän. *nok*<sup>2)</sup> oder zu mhd. *necken*, reizen, plagen; vgl. köln. und altklev. *naggeln*, nörgeln, zanken; heinsb. *vernökele* durchprügeln; vgl. engl. *nicker* Spielstein, Klicker, engl. *nicknack* und *nicknackery* Schnickschnack, Spielzeug, holl. *tiktakken*, Tricktrack spielen).

*Niinäuche* (*D.*, schlummern; vgl. das romanische und germanische *nina*, Kosewort zum Einschlafen der Kinder, Wiege, Wiegenkind, und ahd. *nichen*, *nicken*, heinsb. *nüke*, köln. *nüggele*, einnicken, im Jura *nickel*, Schläfchen; *niinane* aach. schlafen).

*Gejujax* und *jujaxe* (Verbum) (*K.*, Vergnügen und Balgerei mit lautem Freudengeschrei; zu dem onomatopoetischen Stamm des Wortes vgl. *juuja*, johlen, Jux, lat. *iocus*, *io*, griech. *ιώ*, jauchzen, jung, *iuvenis* u. s. w.).

Einige der letzten Beispiele streifen vielleicht schon hinüber in die folgende Klasse, in welche ich diejenigen Wörter rechnen will, welche zwar aus verschiedenen und auch als verschieden empfundenen Stämmen zusammengesetzt, aber bis zu einem gewissen Grade in eins verschmolzen sind, und zwar weniger durch ihre Zusammensetzung an sich, als durch eine auf der Allitteration beruhende Assimilierung der Begriffe<sup>3)</sup>:

*Schampschöss* (*A.*, Streifschuß, holl. *schampschoot*; *schampe* ausgleiten, *schampire* davonkommen, franz. *échapper*, altfr. *escamper*).

*Barbes* (Eifel, barfuß; durch allitterationsartige Anשמiegung an den ersten Teil des Wortes ist aus dem *f* des Stammes *fūs*, *fös* ein *b* geworden).

*Barbüz*, *balbüz* oder mit der humoristischen lateinischen Endung *barbuzius* (*A.*, Bartputzer, vgl. *balbère* rasieren).

*Mänsmensch* (*K.*, verstärkter Ausdruck für Mannsperson, Gegenstück zu *fraumensch*).

*De düür schtéet waagewiit óp* (*H.*).

*Minnschemügelich* (*K.*).

*Schtölpschtivel* (*K.*, Stulpstiefel; vgl. das Schimpfwort *schtenkschtivel*).

Die Zahl solcher gern gebrauchten Zusammensetzungen ist eine außerordentlich große; die meisten derselben werde ich unter andern Gesichtspunkten aufführen.

Eine weitere Stufe von allitterierender Begriffsverschmelzung und zugleich Begriffserweiterung begegnet uns in den verschiedenen Arten von Ergänzungen zu einem Satzteil, wie sie die Grammatik zu unterscheiden pflegt. Hierzu einige wenige Beispiele.

#### 1. Adjektivische Bestimmungen:

*Ungelöcker sönd ku<sup>e</sup> kannste* (*A.*, schlimme Aussichten; vgl. holl. *kans*, fr. *chance*).

*Vil ér un winich gewénn* (*K.*).

*Hä hät fük fél* (*H.*, Spässe feil; vgl. den folgenden Spruch; *vülke*, einen tollen Tag machen; wahrsch. nicht zu mhd. *vuoc*, Fug, sondern zu dem Stamm *fik-fak-fuk* s. o.).

<sup>1)</sup> Müller-Weitz a. a. O.; Norrenberg, Aus dem alten Viersen, Viersen 1873.

<sup>2)</sup> Zu „Nock“ s. May, Beiträge zur Stammkunde der deutschen Sprache, Leipzig 1893.

<sup>3)</sup> In der Ansicht, daß solche Zusammensetzungen wirkliche Allitterationen sind, werde ich bestärkt durch die genannte Schrift von Otto Keller, der für die lateinische Sprache dasselbe Princip aufstellt.

## 2. Präpositionale Bestimmungen:

*Vôr de vûk* (H., zum Spaß; *vûk* = *fûk*, s. o.; dort assimiliert sich der *f*-Laut mit dem *f* in *fêl*, hier mit dem *v* in *vôr*).

*Hâ sêt de lû tôschen gen täng* (H., zwischen den Zähnen, wird durchgezogen).

## 3. Adverbiale Bestimmungen:

*Hâ vêl vuul* (H., fiel faul, unterlag, verlor das Spiel).

*Dâ hât âles durch de gurgel gejäch* (K.).

*Wâ lõcht et läüste, dû lõcht et bääste* (H.).

Den Höhepunkt sprachlicher Anschaulichkeit erreicht der volkstümliche Stabreim entschieden in der Doppelsetzung eines Begriffs oder der Vereinigung zweier Begriffe durch die Bindewörter und, oder, noch, eine allitterierende Verbindung, die jedem geläufig ist, und die sich vielleicht in allen Sprachen nachweisen läßt<sup>1)</sup>. In den hierhin gehörigen Wortpaaren, welche ein moderner deutscher Sprachforscher treffend allitterierende Koppelwörter nennt<sup>2)</sup>, werden entweder zwei ganz einheitliche oder den Gedanken nur variierende Begriffe verbunden, oder es müssen zwei förmlich entgegengesetzte Dinge es sich gefallen lassen, einträchtig unter einem Joche zu gehen. Im ersten Falle verstärken oder ergänzen sich die beiden Begriffe gegenseitig, oder der zweite Ausdruck beleuchtet eine andere Seite des Gesamtbildes<sup>3)</sup>.

*Hâ darf séch net rêpe noch rüere* (A., auch in andern Dialekten: sich rippen und rühren, s. Grimm Wb. u. *rippeln* und *rupfen*; vgl. *H. flaas räpe*, Flachs brechen).

*Kêtsch on keär* (H., Kerngehäuse und Kern, zwei nichtswertige Dinge) oder *dâ hât gen kêtsch noch keär miê ên* (H., ist nichts mehr wert) oder *dâ ês mar noch kêtsch on keär* (H., nur noch ein Skelett; *kêtsch*, sonst *kitsch* vom ahd. *hidi* oder *chidi*, mhd. *kide*, *kit*, Sproß, Keim, Korn, Kleinigkeit; lat. *ciccus* zu griech. *κίκκος*, Kerngehäuse vom Granatapfel, Kleinigkeit; *e kitch*, *e kizche*; auch *klizeklein* ist desselben Stammes, das *l* ist bloße Assimilation zu *klein*; vgl. *e klê kitch*, *kitsche* oder *kizke*; in dür. und köln. Mundart ist *kit* ein Körnchen, z. B. *haaverkit*, *sankkit*, auch die mit dem Kleesamen sich vermischenden Körnchen eines nicht ungen gesehenen Unkrautes, des Wegerichs, in Jülich *kizelblôm*, vgl. engl. *kedlack*, Ackersenf).

*Dò kômmt óch Jan ón Grît* (H., wenn Mann und Frau gleich groß sind oder etwas Lächerliches an sich haben; die Zusammengehörigkeit von „Jan und Grit“ ist an sich schon eine sprüchwörtliche).

*Trêng on Drôk heeschen âle ârm lõk* (D., Trine und Trude).

*Hâ joef ge tâl ôf teeken miê van séch* (H., keine Sprache und kein Zeichen; auch holl.; zu *tâl* vgl. alts. *tala*, altn. *tal*, holl. *taal*, ahd. *zala*; das mhd. *zal* hat noch die Bedeutung: Erzählung, Rede; vgl. niederd. *vertâle*, erzählen, engl. *to tell*).

<sup>1)</sup> Vgl. *On m'a promis monts et merveilles. Sain et sauf. Le va et vient. A tort et à travers. Cela n'a ni sel ni sauce. Il n'a ni pain ni pâte. To have neither kit nor kin. Tit for tat. Rack and ruin. Operam et oleum perdidit. Fundere atque fugare. Sine suco et sanguine. — Κάειν καὶ κόπτειν.*

<sup>2)</sup> Friedr. Polle, *Wie denkt das Volk über die Sprache?* Leipzig, Teubner 1889.

<sup>3)</sup> Heinze a. a. O. hat diese Beobachtung an einer Menge von meist hd. Redensarten im einzelnen ausgeführt, weshalb ich hier auf eine ähnliche Darstellung für die mundartliche Allitteration verzichte.

*Mét schtöker on schtömpe* (H., mit Stumpf und Stiel; aber es liegt eine ganz andere, stärkere Vorstellung zugrunde).

*Mét schtät ón schtómpe* (H., Schwanz, Stiel und Strunk).

*Scheef ón schee<sup>al</sup>* (H., *schee<sup>al</sup>* eig. krumm, s. Grimm Wb.).

*Schtiif ón schtärk* (H.).

*Hä blift schtiif ón schte<sup>al</sup> derbi<sup>e</sup>* (H., steif und steil; *schtíl, schtíler*, Pfeiler; *ene schte<sup>le</sup> gäk*, einer, der sich den Bauern durch gerade Haltung verächtlich macht, weil er sich nicht „krumm gearbeitet“ hat; zu stellen und stehen).

*Hä schreit höllp on hóóp* (H., zu Hülfe und zu Hauf, oft mit dem Zusatz *óm ene bóceknoop*, um einen Hosenknopf, um nichts; ähnlich *dä schreit se ál te hoop*; vgl. das mhd. *wáfená, wáfen*, wehe!).

In gegensätzlichen Verbindungen dagegen treten die beiden Pole des Begriffs in schärfster Weise einander gegenüber, bis sie durch den Stabreim gewissermaßen in elektrische Berührung kommen:

*Dä bäbelt sich drén un druus* (K.).

*Dä gläuw an keinen hīmel un kein hōl* (K.).

*Et mótt baaschten óf böge* (H., bersten oder biegen).

Es kann noch ein dritter Fall eintreten: oft werden zwei an sich fremde Elemente durch den Satzgedanken und gleichzeitig durch den Stabreim zu einem einheitlichen Bilde vereinigt:

*Kinder ón kázen han mérschtens glök, di fálen ímer op de pūte* (K.).

*Boor, bār un bér sin drei kóde dér* (K.).

Nicht ganz so in die Augen fallend, aber immerhin noch deutlich und lebendig genug ist der Stabreim in der Gegenüberstellung zweier Begriffe in den verschiedenen Gliedern eines „Satzgefüges“ oder einer „Satzverbindung“. Es ist dies ein Gebrauch des Stabreims, der nächst der vorigen Art besonders hervorgehoben zu werden verdient und der mir noch am meisten den Charakter des deutsch-klassischen Stabreims wiederzuspiegeln scheint. Eine solche „Antithese“ ist auch sonst, ohne Alliteration, eine sehr gebräuchliche und kräftige Form des Sprüchwortes<sup>1)</sup>. Entsprechen sich aber die beiden analogen Wörter und Bilder auch äußerlich durch den Stabreim, so wird dadurch das Begriffspaar noch enger zusammengezogen, das poetische Gewand des Sprüchwortes noch volkstümlicher:

*Mét der frau, dé mer hāt, müss mer hūse* (K.).

*Ass, wat dó maachs, un tik, wat dó müss* (K.).

*Hii és et be<sup>u</sup>ter wi buute* (H., wenn jemand zur Winterzeit in die warme Stube tritt).

*Wat mer hāt, dat müss mer fās halde* (K.).

Eine Klasse von Stabreimen bleibt uns zu erwähnen übrig: die Verkettung von zwei verschiedenen grammatischen Satzteilen, sei es Subjekt und Prädikat (Prädikatsnomen), oder Subjekt und Objekt, oder Prädikat und Objekt. Auch hier scheint noch das Bestreben nach einer gewissen Anlehnung und Vereinigung der beiden Gedankenbilder vorzuliegen; aber das Verhältnis der Unterordnung, in welchem immer zwei verschiedene Satzteile zu einander stehen, bringt es mit sich, daß hier jenes innere Princip einer, ich möchte sagen, ebenbürtigen Ergänzung zweier Alliterationsbegriffe zu einem Ganzen, wie wir es mehrmals zu

<sup>1)</sup> Z. B. *Wä vil sāt, dá móss óch vil lustere* (K.). *Mét et flōtsche gewōne, mét de tróm vertee<sup>t</sup>* (H.). *Vir sint gōtsgevōnge on düükeschgeplo<sup>cht</sup>* (H.).

beobachten Gelegenheit hatten, schon verschwindet und dafür eine einfache, mehr äußerliche, mit dem Gleichklang sich begnügende Anfreundung eintritt:

*Nen draum és enen dräk, on dä dran gläuf, és gäk* (K.), und schwächer:  
*Nen draum és enen dróóch* (K.).

*Ungebēden dēns hāt keinen dank* (K., vgl. Heliand, ed. Heyne, 118: *thīn thionost is im an thanke*).

*Dä fänk flök föör* (K., *flök*, flügge, rasch).

Ganz äußerlich endlich wird die Verbindung, wenn mehrere oder viele Begriffe durch stabreimenden Gleichklang assimiliert werden. Z. B. *Ja, wān dat wētche wān nēt wār* (B.). In solchen Fällen ist für die Allitteration das ernste, sprachliche Princip verloren gegangen, und es hat dasselbe dem reinen Klangelemente Platz gemacht. Gehen wir nur noch einen Schritt weiter, so haben wir jene allitterierenden Reihen vor uns, in welchen fast jedes Wort und oft fast jede Silbe einen Stabreim trägt ohne Rücksicht auf Satzgewicht und Silbenhebung<sup>1)</sup>, und welche die Kinder zur Erhärtung ihrer Zungenfertigkeit sich einander vorsagen. Ich führe nur ein plattdeutsches Beispiel an: *Mörge, Mōler Mātis, maal mēch mi mōdeschmeäl, mörge mōt éch mēch mēek maake* (H., oder *D. mörge mōsse mir muuze mānge*). Wir haben damit auf unserm Rundgange wieder das Gebiet der kindersprachlichen Spielerei betreten, von welchem wir ausgegangen sind.

Sehen wir von solchen Abarten und Auswüchsen ab, so drängt sich uns nach den obigen Erwägungen die Beobachtung auf, daß fast überall in den verschiedenen Formen, in welchen die volkstümliche Allitteration in die Erscheinung tritt, die äußere allitterierende Vereinigung und die sinnhafte Freude an dieser Ähnlichkeit Hand in Hand geht mit einer innerlichen Verschmelzung zweier Klangformen oder wenigstens mit einer engen Anlehnung zweier Begriffe aneinander, oder auch mit einer Ergänzung zweier Vorstellungen zu einem Gesamtbilde. Dieses energische sprachliche Bestreben, diese tiefliegende sprachliche Ursache allitterierender Redeweise bezeichnet einen nicht unwesentlichen Unterschied zwischen der heutigen, volkstümlichen und jener alten, kunstgemäßen Handhabung des Stabreims; in altdeutschen Allitterationsgedichten finden sich diese klanglich verbundenen Doppel- oder Gesamtbegriffe verhältnismäßig selten vor; meistens erstreckt sich dort die allitterierende Verbindung in äußerlicher Weise auf beliebige betonte Begriffe. Leicht begreiflich! Damals waren eben die Stabreime zugleich „Liedstäbe“, um Simrocks Ausdruck zu gebrauchen, Liedstäbe, welche dem Zwecke der Vers- oder Strophenbildung in längerer, zusammenhängender Rede dienten. Im Munde des Volkes dagegen hat die Allitteration (abgesehen von ihrer innern Ursache) einen andern äußern Zweck, nämlich den, im gemüthlichen Gespräche kurzen, sprüchwörtlichen Sätzen einen besondern, die Aufmerksamkeit des Zuhörers auf kurze Zeit fesselnden Schmuck und einen starken Nachdruck zu verleihen. Bei diesem Zwecke und in diesen engen Grenzen hatte der angeborene Allitterationstrieb hier bei weitem mehr Gelegenheit, sich schärfer, fester und dadurch zugleich reichlicher auszugestalten als in der Kunstpoesie.

<sup>1)</sup> Die Ansicht (Keller a. a. O. 28), daß die Allitteration nur auf dem gleichen Anlaut der Wörter beruhe ohne alle Rücksicht, ob die Allitterationssilbe den Ton habe oder nicht, kann jedenfalls nur aufrecht gehalten werden in bezug auf solche Spielereien, die ja auch bei einzelnen Schriftstellern beliebt sind (z. B. bei Ennius, vgl. ann. 108, M: O Tite tute Tati tibi tanta tyranne tulisti), nicht in bezug auf das ernste, innerliche, wenn auch humoristische Allitterationsprincip überhaupt, das sich in der Sprache des Volkes einbürgert und zum Allgemeingut wird.

Wenn ich eben von dem Zwecke der volkstümlichen Allitteration sprach, so sind wir damit der zweiten Hauptfrage meiner Erörterungen nähergetreten: in welcher Weise hat der volkstümliche Sprachgeist durch den Stabreim jenen Zweck einer lebendigen Ausschmückung, eines wirksamen Nachdrucks der Rede durchgeführt? welche Wirkungen und Folgen ruft durch dieses Bestreben die Allitteration in der Volkssprache hervor? inwiefern hat vielleicht auch die zweckentbehrende Gewohnheit mitgespielt? Diese Wirkungen und Folgen sind, soweit ich unterscheiden kann, zunächst innerliche, poetische und dann äußerliche, sprachliche. Verfolgen wir zunächst die ersteren.

Eine sehr naheliegende Wirkung liegt vor allem darin, daß, abgesehen von sprüchwörtlichen Wortbildungen und kleinen Redensarten, sehr häufig die durch den Stabreim intensiv hervorgehobenen Begriffe auch den Satzton haben und den Kern, die Pointe des Sprüchwortes bilden:

*Kört on dēk — ös öngeschēk, lönnk on schmaal — schteet net wāl, médel-mo<sup>e</sup>t — ös jönnghere schtro<sup>e</sup>t (M).*

*Van sä'ghen hūren öñ wiischer vertāle kōmen de lū<sup>e</sup>gen én et laund (H., vom Sagenhören und Weitererzählen).*

In einigen Sprüchwörtern glaubt man noch den ursprünglichen allitterierenden Kern (die Redensart) erkennen zu können, an den in späterer Zeit ein ethischer Gedanke angewachsen ist; in solchen Fällen trägt dieser alte Kern aber immer noch eine besonders starke Betonung.

*Dä duch vun hūk on hör nit (K.); dāt geit mich vun hūk on hör nix an (K., der Kern „Haut und Haar“ ist uralt: Heliand, ed. Heyne, 200: fel-fahs, was Simrock in seiner Übersetzung mit der modernen Redensart wiedergibt).*

Aber nicht bloß der Satzton wird durch die Allitteration gehoben, auch der einzelne im Satze hervorgehobene oder die Redensart bildende Begriff wird durch den zweiten, allitterierenden Ausdruck verstärkt und verschärft. Ganz besonders geschieht dies in formelhafter Weise bei vielen der oben besprochenen sog. Koppelwörter:

*Mēt gönsten öñ gö<sup>e</sup>ve (H., mit Gunst und Gabe, parteiisch), desgleichen, wie schon angedeutet, bei den uns bekannten verdoppelnden Ablautbildungen (vgl. die obigen Beispiele), aber auch in andern durch einen Zusatz erweiterten Begriffsdarstellungen:*

*Nu<sup>e</sup>ts nēt (H., „nie nicht“; nu<sup>e</sup>t nie, vgl. u<sup>e</sup>t jemals, ahd. nio, neo, holl. nooit nie, eifeler M. nüst nichts; vgl. nēt äs nēt, H., nicht anders als nicht, durchaus nicht).*

*Löslādich und löslādelich (D., eine im Junggesellentone gesprochene Verstärkung für ledig; vgl. löslībel, frei ungebunden, D., welches an das engl. loose-liver, loselebend, liederlich erinnert).*

*Dāt häste ēgen häng (H., eine ironisch verneinende Verschärfung des haben durch Hände, d. h. du hast es nicht in Händen, es ist noch lange nicht sicher; vgl. das Göthesche „Das habt ihr nun herrlich in Händen“; vgl. auch unger hängen hān, K.).*

*En schurschökel (Viersen, Schaukel; schuren schaukeln; vgl. den niederd. Stamm schörgen schieben; ein Kinderreim bei Norrenberg, Grefrath, beginnt: schökele schökele schuren).*

*E wöker wifke (H.).*

Auffallend häufig ist die klangliche Verstärkung des Begriffes gut:

*Wän et gót geet (ón waal lökt<sup>1</sup>); — et geet goot; — häste et äl jät gót?* (humoristische Frage an einen Nichtsthuenden); — *dät és jät góts; — et és jo gót; — glät so gót* (eben gut); — *dät deet méch glät gót* (*H.*, gut bis ans Herz hinan; der höchste Ausdruck eines sinnhaften Wohlgefühls; in *H.* fast nur in dieser Verbindung; deshalb ist man versucht, nicht an das hd. *glatt*, sondern an engl. *glad*, froh, zu denken; aber im Holl. und in den Grenzstrichen ist *glad* = sehr, ganz und gar: *Viersen: glät schu<sup>n</sup>*); — *hät ós ene go<sup>e</sup> jóng, dá óp si vār át* (*M.*); — *dä deet si blótbāste* (*H.*, nicht „sein blutbestes“, sondern „sein bloßbestes“; *blót*, bloß, arm, ags. *bleat* arm; also: das Beste, was seine Armut bieten kann; ebenso sind die oft mißverständenen, mit stockender Lautverschiebung gebildeten oder aus dem Niederd. entnommenen hd. Wörter *blutarm*, *blutwenig* abzuleiten).

In gleicher Weise und ebenso häufig wird die Kraft und Lebendigkeit des sprachlichen und poetischen Bildes und Gleichnisses, welches die Seele der sprüchwörtlichen Rede-weise ausmacht, durch das Klangmittel der Allitteration der Anschauung näher gebracht; die derbe Unmittelbarkeit und Urwüchsigkeit, die ja überall in der Volkssprache hervorleuchtet, tritt oft durch das Spiel des Stabreims noch mehr zutage:

*Hönerhāze* (*K.*, Hühnerherzen, eine Art großer Kirschen).

*Hönerhūk* (*K.*, Gänsehaut).

*Bólebi<sup>e</sup>vel* (*H.*, in Verbindung mit dem Ablaut bezeichnet hier die Allitteration fast fühlbar die Natur des betreffenden Gegenstandes: eine bei leichter Bodenbeschaffenheit des Landes sich oft findende, beim Auftreten elastisch auf- und abschwankende Erdstelle; von *be<sup>a</sup>ve* beben und dem hundertstigen Stamme *bil*, *bal*, *bul*, der immer auf die Bedeutung des Runden, Schwellenden zurückgeht).

*Kraachekrötche* (*A.*, veraltet, kleines hartgebackenes Weizenbrötchen; auch *krakrötche* und *krötche*; in Niederkrüchten *kraak*, Neujahrsbretzel; vielleicht zu *krot*, Frosch, wahrscheinlicher aber zu *kròs* und *kröp* (*H.*, spröde, knusperig, krustig; vgl. altnord. *hrudr*, Kruste; rösten<sup>2</sup>); das Brötchen bekommt durch den Stabreim Leben, es kracht und schreit; in *A.* kennt man auch ein Spottverschen auf die Bäcker:

„Kraachekrötche, wat és dich?“ —

„Der bāker pētscht mich“ (zwaecht mich)<sup>3</sup>);

so ist auch die Redensart zu verstehen, die man bei hohlgebackenen Broten anwendet: *dò hāt der bāker* oder *der bāker sin vrau dré gese<sup>te</sup>*, *H.*

In einigen Wendungen spricht aus dem allitterierenden Lautspiel deutlich das Begriffsbild des Vermischens: *māngmós* (*D.*, gehacktes, gemengtes Gemüse, Quodlibet); — *pūspās* (Gladbach, Geilenkirchen: Gericht aus geschmorten Äpfeln, Birnen und Pflaumen; Erkelenz: „Pannhas“; zum Stamme *puf*, *buf*; vgl. *pusten*; s. o. *buf-baf*; die Mischgerichte haben überall einen lautlich humoristischen Namen, z. B. *kruschele-musch*, *D.*, Stockfisch und Kartoffel, *kóle-mól*, *D.*, *H.*, gebackener Apfel mit Kuchenteig; engl. *hodge-podge*, Gemengsel); — *tirtēi*, *títēi* (*H.*, Suppe aus Möhren, Bohnen und Kartoffeln; wahrscheinlich zu dem Stamme *drei*; auch ein Tuch in drei Farben, oder sog. Halbtuch; vgl. *dridroet*, *H.*, Drillich; *tirtich*,

<sup>1</sup>) Vgl. auch Schröder, plattd. Sprüchwörtherschatz 1033: *Wan dat goot geit, dan geit et meer goot.*

<sup>2</sup>) Zu Kruste vgl. May, Beitr. zur Stammkunde der deutschen Sprache, Leipzig 1893.

<sup>3</sup>) Müller-Weitz a. a. O.

Eifel, Frauenrock aus selbstgewebtem Tuche von Wolle und Leinen<sup>1)</sup>; in der Dürener Gegend auch als Familienname); — *pinnsche-pannsche* (altkölnisches Kartenspiel; zu hd. pantschen, durcheinander schlagen oder mengen). — Auch der menschliche Körper giebt vielfach Anlaß zu stabreimender Verstärkung echt volkstümlicher Bilder: *ene lönge läbes* (H., vgl. „der lange Laban“, nach Söhns<sup>2)</sup>) eine typische, biblische Figur für lange Menschen; vgl. aber auch o. *läp*; die Endung *-es*, oft = lat. *-us*, ist sehr häufig im Dialekt: *émes*, jemand, *fläbes*, *tölmés*, *groviānes*, *lungines* u. s. w.); — *e lannk länksel* (D., *länksel*, eig. eine Vorrichtung zur Verlängerung eines Gerätes; vgl. *hüechsel*, H. desgl. zur Erhöhung eines Gerätes; vgl. Labsal, Mühsal); — *e lannk läder* (D., eig. Leder; aber Wortspiel mit „Leiter“); — *éne länngeling* (K.); — *ene lange liires* (B. vielleicht = *liër*, Leier), alles Ausdrücke für hagere Menschen; vgl. auch *ene lange lulatsch* (Wesel) und hd. eine lange Latte und die Adverbia *länngelings*, *länngelannk* (K., H. u. s. w.); die stärksten Farben zeigt dieses Bild in dem Spruche: *lönng lü, lönng lörme* (H., lange Leute, lange Faulenzer; den Bauern erscheinen die langen Leute von vornherein als faul; *lörme*, faulenz, sich rekeln; auch *du böß ene lönge lörmes*; *lorm* = Wurm, besonders ein langer fleischiger Wurm in sumpfiger Erde, Ütterath bei Heinsberg; auch mhd. erscheint als seltene Form *gelürme* für *gewürme*<sup>3)</sup>). — Auch das sprichwörtlich beliebte Bild der menschlichen Finger wird durch das hinzugefügte „fünf“ nicht etwa nur begrifflich genau ergänzt, sondern auch mit lebendiger Verschärfung betont: *Dät kånste dēch an dīn viif vēngere unt tāle* (H.); *dat krit mer mēt fünf finger un 'nem grēf* oder *et kōß blōß fünf finger un ene grēf* (K., D., d. h. das ist ein Leichtes, oder: er stiehlt; das Bild ist uralt, schier 1000 Jahre: Weingartner Reisesegen bei Müllenhoff und Scherer p. 9:

*ic dir nāch sihe, ic dir nāch sendi*

*Mit minen funf fingirin funfi undi funfzic engili;*

vgl. holl. *viijfvingerkruid* und *viijfvingervisch* und die Ausdrücke bei Grimm, Wb. Lexer mhd. Wb. und endlich K.: *Dät kā mer mēt fingere fōle*. — In Ausdrücken wie *schiifschtäts* (H.), *schiifschtödich* (K. und Eifel, sehr geputzt, in „steifem Staat“), *töptū* oder *tauptū* (H. „zapfzu“, auf dem Trockenem, schachmatt) begünstigt die Alliteration in unübertrefflicher Weise die Kraft plattdeutscher Ausdrucksweise. Ähnlich in folgenden Redensarten: *Ver dōchte noch éns éne mīnsch van em de maake* (H., ihn ins Leben oder zu einem bessern Leben zurückzurufen); — *schēkschoo<sup>ere</sup>* (H., die Schultern ziehen, Umstände machen, aus Hochmut mit hochgezogener Schulter gehen; mitteld. *schocken*, in schwankende Bewegung kommen; vgl. schaukeln; der Stamm *schik* hat wohl ursprünglich die Bedeutung der schiebenden, schießenden Bewegung: (H. *óp schék siin* „auf Schuß sein“, desgl. *óp schök*; *schiker*, Saarburg, Spielsteine); — *sūr sēn* (H., „saure Sinne“, üble Laune; *sūr* schon mhd. auch = unfreundlich, böse); — *éne saalsōte* (H., ein „grünlääjcher“, Süßsprecher, Doppelzüngler, Heimtücker; ähnlich *éne sōte*, *éne fine*; in anderer, wortspielender Bedeutung sagt man in der Neußer Gegend: dastehen „*wi en salsōt*“, „wie eine Salzsäule“; bei Fuss, a. a. O. III, 14 ist letzteres erklärt als ahd. *salzsuti*, ags. *sealtseadh*, Salzsode, Salzsiederei; näher liegt die Ableitung: ein salzigsüßer, sauersüßer, da es hierzulande

<sup>1)</sup> „Ein Doich Tyrtei“ wird schon Ende des 16. Jahrh. in Accisenordnungen der Stadt Jülich unter der Tuchliste aufgezählt; Kuhl, Gesch. des Gymnas. zu Jülich, I, S. 270.

<sup>2)</sup> Franz Söhns, die Parias unserer Sprache, Heilbr. 1888.

<sup>3)</sup> Lexer, mhd. Wb. u. *lürme* und *gelürme*.

keine Salzsiedereien gegeben hat und das konkrete *ene saalsôte* wohl nicht aus dem abstrakten „Salzsiederei“ kommen kann; vgl. schwed. *saltsôt*, salzigsüß).

Köstlich ist die Wirkung der stabreimenden Redeform, wenn das poetische oder sprachliche Bild, wie teilweise die vorigen Beispiele schon zeigten, sich mit dem ureigensten Elemente der Volkssprache, dem Sprachhumor, verbindet. Der spielende Ton der Allitteration ist so recht die Form, in welcher sich dieser fröhliche Geist wohl zu fühlen scheint<sup>1)</sup>. Voran, aber nicht allein, stehen in dieser Beziehung wieder die zahlreichen, allitterierenden Wortzusammensetzungen. Sie durchlaufen alle Stufen des Scherzes, des Humors und der Satire, von der einfachsten Naivetät in der Namengebung bis zur lächelnden Ironie und bis zum Spott und zu bitteren Schimpfwörtern.

Wie viele kleine Dinge des gewöhnlichen Lebens giebt nicht die Volksseele, besonders im Umgange mit den kleinen Menschen, den Kindern, durch eine scherzende Bezeichnung wieder, und wie viele an sich das Lachen und das Lächeln herausfordernde Vorgänge im Leben der Mitmenschen begleitet sie auch in der Sprache mit einem Ausdruck lautlicher Komik und umgibt sie mit einem Hauche von Poesie; dieses scherzende Moment wird mit besonderer Vorliebe durch den allitterierenden Klang der Wortbildung oder Begriffszusammenstellung herbeigeführt oder schärfer betont:

*Klinnscheklén* (H., klitzeklein, *klinnsch* ist an sich schon eine Verkleinerungsbildung von *klén*; vgl. o. e. *klé kizche*).

*Krimskröm* (K.), *krémpelekröm* (D., Kleinigkeiten, Trödel; ablautartig von *Kram*; vgl. *Krämpel*, H., Trödel, vielleicht die verkleinernde Form zu *Kram*, oder von *krémpele*, *krömpe*, A. und sonst, einschrumpfen, *krimpen*, engl. *crimpe*, jedenfalls nicht vom franz. *quincaille*, wie man auch bei diesem Wort vermutet hat).

*Ech gäf dér e gölde néxche on e selvere wāt-e-wilche* (D.).

*Wiwiche* (D., kleines Weh, in der Kindersprache, wie auch der vorige Ausdruck; das nhd. Wehe ist entstanden aus ahd. *wéwo*, *wéwa*, mhd. *wéwe*<sup>2)</sup>).

*Fixföör* (K., Streichholz), *fixfüür* (H.); *ene fixfüreje jóng* (H., ein flotter, fixer Junge; vgl. B., D., e. *fixhötzche*; *fix*, schnell, nach May nicht vom lateinischen *fixus*; schw., dän., ndl. *fix*, schnell; vgl. fegen, *fixfaxerei* s. o).

*Kliperkläp* (H., die an den drei letzten Tagen vor Ostern statt der Glocken gebrauchte Holzklapper).

*Klémplökske* (H., die kleinste Glocke des Kirchturms, auch *klömpke*; vgl. *klémpe* mit dieser Glocke läuten; *klömpke*, *klómp* kleine evangelische Kirche, *klómp* der klappernde Holzschuh, welcher wohl nichts mit hd. „Klotzen“ zu thun hat; vgl. die drei sich steigernden Klang-Stämme *klappern*, *klimpern*, *klingen*).

*hüpethühót* (K., Hönig: „unförmlich hoher Damenhut, dann ein Kobold, dessen Sitz in einem alten Patrizierhause in Köln war, so benannt nach seinem stolpernden Gange: *hóbedehóp*“; vgl. engl. *hoopoe*, *hoopoo*, Wiedehopf, aus *hobbadyhoy*, junges Bürschchen).

*Trípträp* (A., Glockenspiel, in alten aach. Urkunden: *trípentrei*; vielleicht von dem schlechten, klappernden Tone!).

<sup>1)</sup> Dieser Hauptfaktor der Allitteration ist bisher besonders wenig beobachtet worden; nur Keller a. a. O. S. 26 bemerkt, daß die lateinischen Komiker derartige allitterierende Zusammensetzungen bilden, und daß die Allitteration dem Ausdruck des Ärgers und der Bildung von Schimpfwörtern dient. — Stabreimende Schimpfwörter sind auch im Mhd. nicht selten: *gugelgiege*, *gugelgopf*, s. Lexer.

<sup>2)</sup> Fuss a. a. O. III.

*Et pòkepòzche* (A., ein warmer Brunnen bei Burtscheid, wahrscheinlich vom nd. *pogge*, Frosch).

*Kātekòp* (H., auch hd., aber seltener: Katzenkopf, d. i. Böller).

*Kòllkók* (H., Lockkuchen, Lockspeise, von dem bekannten rheinischen Stamme *kòle*, hinters Licht führen; gemeinholl. *kullen*; gemeinfranz. *colle* Lüge; engl. *to beguile* und *cully*, betrügen, foppen, äffen).

*Möngchens mo<sup>e</sup>s* (D., A., mundrecht, nicht zu warm und nicht zu kalt; überhaupt: gerade recht<sup>1)</sup>).

*Muuzemāndelcher* (K., D., ein Karnevalsgebäck: vielleicht von mutzen, ahd. *murzan*, abschneiden, stutzen, also: vom Teig abgeschnittene Mandeln).

*E töteltāske* (H., Geilenkirchen, das „letzte“ Täßchen beim Frauenkaffee, das Excüsetäßchen, von *tötele*, tändeln, zögern; *vertötele*, verzärteln; vgl. Tüttelchen, engl. *tittle*, Pünktchen, *mamilla*).

*E kòpke kāfe* (H., Täßchen; vgl. Kopf, Kuppe, Kuppel, und engl. *cup*, Tasse).

*Prumepränk* (Grefrath, Buttermilchsuppe mit Pflaumen; Grimm leitet Brei ab von *pregen*, *bregeln*, schmoren; unsere Form bestätigt diese Ableitung).

*Schtääneschtök* (K., „Sternstück“, Blumenstück, eine Fleischscheibe am Oberschenkel beim Rindvieh).

*E dròpken drinken* (ein Schnäpschen trinken) that man schon im alten Viersen<sup>2)</sup>; ebendasselbst hieß der Branntwein auch *wachtelwaater*, *wachelwaater*, *wachelderwater* (Wachholderwasser).

*Lusterlòp* (Dülken, Ohr, aus dem Schmugglerlatein von Bregell bei Dülken<sup>3)</sup>; *lustere* lauschen, holl. *luisteren*, oberd. losen, hd. lauern; *lòp* Lappen, vgl. holl. *lobbes* ein Tier mit hängenden Ohren, Schlappohr).

*En nūfnās* (K. aufgeworfene Nase; *nūfe* durch die Nase hörbar atmen, ein anomatop. Wort, vgl. schnüffeln, schnauben).

*De po<sup>e</sup>schbääste bōx* (H., die „osterbeste“ Hose).

*En kòpel känger* (H., eine Koppel, eine Schar Kinder).

*Schlēmschläch* (B. „Schlimmschläge“, lose Streiche).

Bei der naiven allitterierenden Namengebung sind besonders die dem Volksgemüte vertrauten Vertreter der Tier- und Pflanzenwelt vertreten:

*Kru<sup>e</sup>nekraane* (H. und sonst, fast immer *plur.*, Kraniche, *grus cinerea*; also wohl volksetymologische Begriffsverdoppelung mit Ablaut und mit Anlehnung an den Begriff Krone wegen der zinkenartigen Figur ihres Fluges; für den zweiten Teil vgl. niederrh. *krāne*, *krān*, holl. *kraan*, gr. *γέρανός*).

*Liverling* oder *liverlingche* (K.), *li<sup>e</sup>verlänsch* (Grefrath, Lerche, vgl. H. *névelénk*, holl. *lewerik*, *leeuwerik*, ahd. *lérāhhā*, mhd. *lêriche*).

*Ge<sup>ä</sup>lgü<sup>e</sup>sch* (H., Goldammer, *ge<sup>ä</sup>lgursch* in Grefrath, Gelbbrüstchen, wahrsch. von franz. *gorge*; vgl. *gorge-blanche*, *gorge-bleue*, *gorge-noire*<sup>4)</sup>).

*Ge<sup>ä</sup>le Jākob* (M. = *ge<sup>ä</sup>lgü<sup>e</sup>sch*).

<sup>1)</sup> Vgl. bei Schröder a. a. O. 728: *mans grööte*, *mans maate*.

<sup>2)</sup> Norrenberg a. a. O.

<sup>3)</sup> Norrenberg, Chronik der Stadt Dülken, Viersen und Dülken 1874. Die genannte Sprache beruht nach N. auf alten niederdeutschen Stämmen; a. a. O. 194.

<sup>4)</sup> Vgl. Florax, Franz. Elemente in der Volkssprache des nördl. Roergebietes, Progr. Viersen 1893, Nr. 490 und Fuss a. a. O. I.

*Kaalkòtsch* (H., junges unbefiedertes Vöglein, auch *nääskòtsch*; *kòtsch*, *katsch*, nicht flügge; vgl. Eif. *quäk* sehr kleiner Mensch, zu *quaken*, altn. *kraka*, schreien (von Vögeln), H. *kéke*, quieken; nhd. Nestquack = D., *käket*; ital. *cacco*; engl. *callow*, kahl, unbefiedert).

*E flimflämke* (M., Marienkäferchen, das wie die lieben Kinder alle eine Reihe von Namen hat; ablautend zu Flämmchen).

*Móllmuus* (D., Mollmaus, Wasserratte, *arvicola amphibius*; wie Maulwurf vom ahd. *molta*, goth. *mulda* u. s. w.).

*Küülkòp* (D., K., H., Kaulquappe, in der Eifel auch: halsstarriger Mensch; jedenfalls von Kopf, wegen der kopfartigen Gestalt; das hd. ist wohl erst später entstanden).

*Schtüpschtäz* (K., A., Stumpfschwanz, englisiertes Pferd).

*Lòngli<sup>e</sup>verkes* (H., Stiefmütterchen, Jelänger jeliieber).

*Käzekis* (D.), *kätekies* (H., *malva rotundifolia*), *käzekis'che* (K., Maßliebchen, Ohrfeige; benannt nach der käseförmigen Frucht).

*Kródeleki<sup>e</sup>s* (H., „Krötenkäse“, Fliegenschwamm).

*Bòschboom* (H., Buchsbaum, volksetymologisch zu Büchse mit Anlehnung an Busch; holl. *busboom*).

*Kòcher on kälfer* (Umgegend von D., die Herbstzeitlosen, deren Früchte häufig eine größere und zwei kleinere Kapseln zeigen; auch *kùtekò*).

*Kükelekòòn* (K., D.; die Kockelskörner, die Früchte des auf Ceylon wachsenden *cocculus suberosus*, zum Betäuben der Fische und zur Verfälschung des Bieres gebraucht, kamen schon im 16. Jahrh. nach Deutschland; auch Familienname).

Interessante Begriffsbilder und Begriffsverbindungen entwickelt der Anlautreim in der scherzhaften Bezeichnung von Personen.

*Ene driidro<sup>e</sup>t* (H., „Dreidraht“, Drillich, Drell, ein langsamer, schlaffer Träumer; auch *ene drü<sup>e</sup>me-driidro<sup>e</sup>t*; *drü<sup>e</sup>me*, Zwirn, Leinenkette zum Weben, vgl. hd. Drömmling, Trumm, franz. *trame*, Einschlag).

*Ene dūdeessem* (H., zäher Teig, steifer langsamer Mensch, der sich quetschen läßt wie der Teig; *deessem*, *suurdeessem* Sauerteig, ahd. *deismo*, goth. *daigs*, auch in andern deutschen Dialekten; die Endung *-em* ist sehr häufig: *bässem* Besen, *fädem* Faden u. s. w.; zu *dū* vgl. *deihen*, ahd. *dīhan* gedeihen, wachsen, aufquellen).

*En hengerhoot* (H., „Hinderholz“, Hindernis, eine Person, die immer im Wege steht).

*Ene tripstrill* (B., Quälgeist; vgl. *drillen*, dän. *trille*, schwed. *trilla*, drehen, und vielleicht engl. *trip*, Schlag, Griff).

*Ene nixnöz*.

*Fädervé* (D., „Federvieh“, Leute, die sich mit der Feder ernähren).

*Ene fäderfächter* (D., einer, der gerne Federkriege führt).

*E póstpe<sup>a</sup>d* (H., ein geplagter Postbeamter — dieses Wort wie die beiden vorigen sind durchaus moderne Bildungen).

*Ene dütschverdärver* (D.).

*E kriipekräzche* (Langerwehe bei Düren, Sandmännchen, eigensinniges Kind, vgl. K. *iipekräzer*, zänkischer Mensch; etymol. unklar, vielleicht liegt ein mythologischer Zug im Hintergrunde: *kriipekräz* ist in A. der Teufel; *krébekräzer* in H. Krippenbeißer, Krippenkopper, ein Pferd, das die krankhafte Gewohnheit hat, mit den Vorderzähnen an der Krippe zu beißen; dann ein Mensch, der eine üble Angewohnheit hat; rhein. *krebebësser*, auch ein zänkischer Mensch, ein Nörgeler, ähnlich engl. *cribbiter*, holl. *kribbebijter*).

*Ene kâfkkôoster* (H., Nebenküster, in verächtlicher Bedeutung; *kâf*, Kaff, eig. nd., Spreu).

*Ene krénntekrëmer* (H., Korinthenkrämer, Kleinigkeitskrämer).

*Ene krénnteköll* (A., H., Splitterrichter, H., Witzbold, Kleinigkeitskrämer, Ehrabschneider; wie der vorige Ausdruck volksetymologisch zu Korinthe und zu *krénnte*, *krenntesire*, kritisieren, tadelnd jede Kleinigkeit herausuchen; *köll* kann ich nicht mit *kôle* betrügen (s. unter *köllkók*) in Verbindung bringen; die Bedeutung paßt durchaus nicht; es ist entweder nd. und nord. *kól* Kopf, engl. *cull* Quappe, Tropf, oder vielleicht (!) engl. *cull* aussuchen, auslesen, also „Korinthensucher“<sup>1)</sup>).

Sehr erfinderisch ist der volkstümliche Sprachgeist auch in dem Gebrauche von schärferen Spott- und Schimpfwörtern, welche durch die Alliteration einen gewissen Grad von ironisch-künstlerischer Färbung erhalten und, indem sie die Aufmerksamkeit des Hörers auf diesen scherzhaften Klang leiten, vielleicht oft die Schärfe des Spottes und der Rohheit mildern:

*Ene kriischkòp* (K., weinerlicher Mensch); — *ene küüleskòp* (K., dicker, ausdrucksloser Kopf, s. o. *küllkòp*); — *ene krìbelkòp* (K., mißmutiger, zänkischer Mensch, *bässer 'ne krìbelkòp als ene dômkòp*; wahrscheinlich = Krippenkopper, Krippenbeißer (s. o.), also eig. vom Pferd; auch nordd. *krìbelkòp*, *krìbkòp*); — *ene kniiskòp* (H., ein zanksüchtiger Mensch; *kniis* Schmutz, Gneist, Kopfgrind; auch nhd. Niß, Nisse ist wohl desselben Stammes (anders bei Weigand D. Wb.); *kniistich* geizig, holl. *knijsig* mürrisch; schwed. *gnet* Nisse, *gnetig* karg, filzig; dän. *gnid* Nisse, *gnidsk* filzig, ags. *gneadh* karg; vgl. auch hd. der Nißkopf bei Weigand); — *ene kûskòp* (H., Breitkopf, Dickkopf, unbeholfener Mensch; *kûs*, Stampfer, Keule, holl. *kuis*); — *ene kâfkòp* (H., Zänker; mhd. *kefeln*, *keffeln*, *kibeln*, keifen, holl. *keffen* bellen, keifen, holl. *keffer* Zänker); — *ene kamisskòp* (H., Militärkopf). — Wenn man noch die Ausdrücke *kròlkòp* (Krauskopf), *kruuskòp*, *küülkòp*, *kâpeskòp* dazunimmt, welch eine Galerie von alliterierenden Köpfen!

*En nûschêteje nâs, en nûnâs* (H., neugierige Nase)

*Ene hâns-hâsefóss* (K.); *hâ hât haaseho<sup>ere</sup> kri<sup>ge</sup>* (H., hat Hasenhaare bekommen, hat die Sache im Stich gelassen).

*E dûseldêr* (*dâ és unsem Hârgòt siin dûseldêr*, K.).

*Ene lû<sup>e</sup>gelòp* (H., Lügner, vgl. oben *lusterlòp*).

*Ene suupsòk* (H., „Sauf sack“); — *ene seeversòk* H., *seever*, Geifer, fließender Speichel, holl. *zever*, davon die Verba holl. *zeveren*, *zabberen*).

*Ene schnu<sup>eter</sup>schnaak* (H., einer, der läppische Witze macht; *schnu<sup>eter</sup>*, Nasenschleim, vgl. nd. *snute*, Schnauze, d. i. hervorstehendes Maul mit Nase; schnodderig; *schnaak*, Witzbold, nhd. Schnak, Schnake, lustiger Einfall, eig. langbeinige Mücke; Schnecke, engl. *snag* Wasserschnecke, *snake* Schlange, *sneak* Kriecher; H. *schmuck*, Hecht (der schleichende); D. und H. *schnäk*, *schnök* schlank, gerade, langgestreckt, schmal)

*Schnäkschnö<sup>i</sup>sich ussü<sup>e</sup>* (A., schmalschnauzig, schmalmundig, armselig aussehen).

*E si<sup>e</sup>vesòlldergeséjch* (H., großes, dummes Gesicht), *e sövesòldernhòit* (A., „ein kapitaler Pinsel“; wohl kaum = sieben Söller lang; in der Gegend von H. trug man früher einen „*sievesòlder*“, einen siebenfachen Mantelkragen).

<sup>1)</sup> Ich halte diese Ableitung für möglich, weil die aus Griechenland ausgeführten Korinthen nach Meyers Conv.-Lex. zum weitaus größten Teile in England konsumiert werden; vielleicht findet ein besser unterrichteter Leser einen Beleg aus der englischen Literatur oder Volkssprache.

*Ene katschke<sup>äl</sup>* (H., grüner Junge, vgl. o. *kaalkòtsch*).

*E dôm dôpe* (H. u. a., Topf).

*Ene dôrpeldräger* (D., H., „Schwellenträger“, geheimer Bote; die Ableitung von „Thürpfahl“ ist unsicher; vgl. *H. e dôrpelwüf*, Stundenfrau, Klatschweib).

*Ene dônkverdëner* (H.).

*Ene gäldjüd* (H.).

Hierhin gehört auch der allitterierende Fuhrmannsfluch *zäperzüker-deikerfüker-haarhiii!* (H., aus den Stämmen *sacré* und *deibel, diable*).

Eine gesunde Ironie über die menschlichen Schwächen klingt aus folgenden stabreimenden Wortbildungen und stehenden Redensarten durch:

*Dät es lôngs góld gegônge* (H., glänzendes Kupfer).

*Mét der móónd, met de mul!* (H., du bist ein Großmaul!).

*Séch gät dréndrie* (H., sich „dreindrehen“, fressen; vgl. *et émes drópdríe*, auf jem. die Schuld abwälzen, *et émes drändrie*, jem. drankriegen).

*Dékdün* (K., aufschneiden; vgl. auch *durchdün* und *durchdeue*, jemanden etwas fein, aber deutlich zu verstehen geben).

Die Verstärkung des poetischen Eindrucks kann auch dadurch eine noch lebendigere werden, daß zu der Allitteration noch ein anderes äußeres, humoristisches Mittel hinzukommt, nämlich das Wortspiel; das Wortspiel, irgend eine im Wortklang begründete scherzende Anspielung auf einen hinzugedachten, ähnlich klingenden Begriff oder eine spielende Anlehnung zweier Wörter aneinander, wird augenscheinlich in einigen Fällen durchaus durch den Stabreim herangezogen; auch die oben bezeichneten allitterierenden, volksetymologischen Wortbildungen gehören hierhin

*Wän on wän hant lông u<sup>ren</sup> an* (H., Wenn und wann haben lange Ohren, wer mit wenn und wann rechnet, kann lange warten; mit Anlehnung an *wänn* und plur. *wän*, Getreideschwinge, mhd. *wanne*; wie schwach und farblos sieht dagegen das hd. Sprüchwort aus: Wer das wenn und das aber erdacht u. s. w.! Vgl. auch H.: *Hät wänmaake és en ärmsielech ambacht*).

*Der minsch kömmt nax óp de wält on mô<sup>t</sup> óch met nix verträke* (H., *verträke* verziehen).

*Dä arbeit, dät e früss on früss, dät e schweiß* (K.).

*Wat Gôt deit, es gót gedôn* (K., kräftiger als das hd. wohl).

*Raurif dréntaaste*, und *raurif dômét ômgòôn* (K., verschwenderisch dreingreifen, umgehen; *raurif* — mit längerem *i* — ist eig. Raufrost, Reif; *rif* — mit halblangem *i* — heißt reichlich, verschwenderisch, engl. *rife*, voll, reichlich, also ein Wortspiel mit den beiden Begriffen *rauh* und *reichlich*).

*Du bôs éne bro<sup>e</sup>melebär* (H., ein Brummbär; *bro<sup>e</sup>mele* Brombeeren).

*Wät?* — *Wät és wiiss!* (D., was und Watte; Erinnerung an die Unhöflichkeit der Frageform: was).

*Gäkwärk güt gäkegaarn* (D., Werk, Arbeit und Werg).

*Ui päle vü ménge läp és lös* (D., humoristisches Maccaroni-Französisch).

*Mét „hät ich“ ká mer präle, mét „han ich“ bezäle* (K.).

„*Han ich*“ és gót, „*hät ich*“ és nüt (K.).

*Wu de „heie“ sinnt, wäden de „håbe“ rår* (H.).

*En hònnt vól „hån éch“ és mie wi en kruuk vól „kriig éch“* (H.).

Hat an all diesen interessanten, innerlichen und poetischen Wirkungen und Begleiterscheinungen der Allitteration in der Volkssprache die schöpferisch arbeitende Sprachseele noch einen lebendigen, ich möchte sagen bewußten Anteil, so ist bei den jetzt zu betrachtenden, äußerlichen und rein sprachlichen Folgen des Reimtriebes, diese Anteilnahme des Sprachgeistes vielfach mehr eine mechanische. Die gewohnheitsmäßige Handhabung der Allitteration hat im Volkssidiom ein sprachbildendes und spracherhaltendes Moment entwickelt; aber abgesehen von den eben besprochenen sprachlichen Bildungen, welche durch ihr energisches poetisches Bestreben Leben und Geist gewonnen haben, ist dieses sprachformende und formen-erhaltende Prinzip häufig genug ein rein äußerliches geblieben und hat nicht selten ein förmliches Erstarren in der Sprache gezeitigt.

Viele Wortbildungen und Wortverbindungen scheinen in oberflächlicher Weise mit besonderer Rücksicht auf die Allitteration, der Allitteration zuliebe gewählt worden zu sein: manche sind wahrscheinlich nur durch den Stabreim zustande gekommen; hin und wieder haben sich sinnlose, unverständliche und auch vielleicht ursprünglich unverstandene Klangbilder wie in die Kindersprache, so auch in die Volkssprache auf diesem Wege eingeschlichen:

*Ene no<sup>e</sup>nām* (H., „Nachname“, Zuname).

*Wéllwaas* (H., „Wildwuchs“, die ungenießbare Bauchsehne am Rindfleisch, sonst auch *ge<sup>a</sup>tho<sup>r</sup>*, Gelbhaar, *sän*, *jüdevléesch*).

*Wi<sup>e</sup>rwaas* (A., „Widerwuchs“, ein Büschel struppiger Haare vorn auf dem Scheitel, in H. *we<sup>a</sup>rböschtel*, „Widerbüschel“ mit volksetym. Anklang an „Wetterbürste“).

*E vaaselvärke* (H., ein Schwein, das in die Mast gesetzt wird; mhd. *vâsel* Zuchttier).

*Léngelaam* (H., lendenlahm, einzige Verbindung mit *laam*).

*Läple<sup>a</sup>r* (H., Sohlleder, harter Pfefferkuchen).

*Dilendöp* und *diladöpche* (K., Kreisel, Brummkreisel, kleines Kind; eig. Drehkreisel; vom Stamme *dil-döl* runderdrehend, rund, toll; vgl. Dill, Gartengewächs mit rundem Samen (anders bei Grimm Wb.), Dillenkorn, Dillensamen, Dillensaat<sup>1)</sup>; Dille, Dälle runder Eindruck, runde Öffnung; Dille, Röhre; Dilmann, Tilmann, alberner, toller Mensch; *döp*, Oberschenkelknopf<sup>2)</sup>, Kreisel, engl. *top*; H. *döbel*, Knöchel, Würfel; engl. *dibstone* Stein zum Schnellern<sup>3)</sup>).

*Dübedizche* (K., kleines Kind; s. o. *döp*; vgl. hd. Ditte, *mamilla*, Tüttel).

*Diladizche* und *dilendizche* (K. Ohrfeige; s. o. *dil*).

*Müle maache* (D. schmollen).

*Du bö<sup>s</sup> och der bä<sup>a</sup>ste* (H., Schmeichelrede).

*Dät dön ech, on dän kän de baar baaschte* (H., biegen oder brechen; *baaschte* bersten; *baar* irdener Topf).

*He<sup>a</sup> geet baare bénge* (H., bringt seine Zeit mit wertloser Arbeit zu; auch im Sinne einer Danaidenarbeit).

<sup>1)</sup> Diefenbach und Wülcker, hd. und nd. Wb., Basel 1885.

<sup>2)</sup> Fuss a. a. O. I.

<sup>3)</sup> Sonderbar ist die Erklärung von *dildop* und *diltap* bei Grimm Wb.: „*dildop* und *diltopf* ein Kreisel, den die Kinder auf der Diele tanzen lassen; *diltop*, *dilletop*, *tiltap*, läppischer Mensch, von *tappen*, ein roher Mensch, der auf der Flur tobt und springt.“ Auch *döbel*, Würfel hat nichts mit *doppelt* und *duplicare*, wie Grimm meint, zu thun; mit Schweineknöcheln wird noch jetzt *gedöbelt*, gewürfelt.

*Hä hät äles götgêvens genóch* (K., alles, was Gott geben kann).

*Hä hät krämp ém kòp* (D., *krämp*, pl. Ränke, Laune, Verschlagenheit; vielleicht zu krimpen, engl. *cramp* Krampf, Klammer?).

*Sééh ene mänes maache* (D. etwas aus sich machen, vielleicht Wortspiel zwischen *sééh meene* sich meinen, sich dünken und *mänes*, Hermann?).

*Dò schteet dééh der schtüver* (H., da bist du auf deinen Mann gekommen; Stüber?).

*Môtche maache* (D., sich vereinigen zu einem bestimmten Zwecke, besonders im Spiel; zu *môtche* Metze, Fruchtmaß? Vgl. *e möetsche maake*, H., zu kleines Maß gebrauchen, stehlen).

*Krüz on krüz* (H. kreuz und quer; vgl. Kratzfüßchen) und *krüz en kraft schwäre* (A., Stein und Bein schwören; vgl. holl. *bij kris en kras*, bei allen Teufeln; vgl. o. *krípekrüz* = Teufel; also vielleicht mit Anrufung von Kreuz, Gott und Teufel? Das Kreuz spielt ja bei Beteuerungen eine große Rolle).

*Elex on ölex* (H., ganz sicher, auch *élex* allein; zu holl. *elk*, engl. *ilk* jeder? oder zum Stamm *all*? vgl. holl. *geheel en al* ganz und gar, und die hd. humoristische Ablautbildung „der iller- uller- allerletzte“?).

*Mét hoop on häüt* (H., mit ach und krach; vielleicht: mit den Hülferrufen „zuhau“ und „halt“ —? in gleicher Bedeutung *met hoop on hómmpel*, vielleicht: mit Hupfen und Humpeln? — auch *mét höllp ón hómmpel*).

*Met der ganze ssiibe-ssaame-ssannte-bädel* (M., mit dem ganzen Bettel; willkürliche (?) Wortbildung mit Anklang an die *siève sökspiipe*, an die Siebensachen u. s. w.).

*Ene siévessònnte* oder *siévesannte ke<sup>al</sup>* (M., ein prächtiger Mensch, vielleicht volksetymologisch und zerdehnend (s. o. S. 11) zu dem Begriff sieben vom franz. *suffisant*, fähig, befähigt, geschickt, das vielleicht in der Volkssprache mehr diese gute als die schlechte Bedeutung eingebildet hat?).

*Göz wiez jésés wáz* (H., Ausruf beim Blitz; das Volk selbst erklärt diesen Wortknäuel als „Gott walt's, Jesus walt's“; vgl. *gòtwals*, Eifel, Ausruf, wenn eine Sache gelungen ist<sup>1)</sup>).

Oft ist, wie wir teilweise an diesen Beispielen schon beobachten konnten, der ursprüngliche richtige Sinn irgend einer Wortverbindung verloren gegangen, und ein auf den ersten Blick befremdendes Bild bietet sich uns dar; derartige Bilder würden vielleicht nicht in sprüch-wörtlicher Form bis in die heutige Zeit durchgedrungen sein, wenn sie nicht durch den angenehmen Klang der Allitteration festgehalten worden wären. Sie sind in dem Allitterationsprozeß erstarrt; aber dem Forscher offenbaren sie ihr einstiges Leben; ihr Ton, und nicht zum wenigsten ihr Allitterationston lassen ihm verblaßte Begriffe wieder zu sprachlichem Leben erblühen und rufen vielleicht alte, sprachliche, geschichtliche, selbst auch mythologische Erinnerungen wach; dazu noch einige Beispiele:

*Dä hät wíde gáke gíse ém kòp* (B., D., Launen; ein neuer Beitrag zu dem Stamme *gis*; mhd. *gis* Schaum, *jésen* gähren, trennen, *jest* Gischt; Geysir; H. *jítsche* spritzen; sanskr. *yas* sprudeln).

*Dät deet dām dü<sup>ch</sup>* (H., thut dem gut, dem ist recht geschehen); — *dü<sup>ch</sup> du<sup>en</sup>* (M. gut einschlagen); — *nuctbóm, känger on ho'n* (Hunde) *du<sup>ent</sup> ischt reichde*

<sup>1)</sup> Vielleicht ist ein anderer glücklicher in der Erklärung dieser Ausdrücke.

*düecht*, *wan se op der tiit geprüegelt we<sup>a</sup>de* (H., nach dem Volksglauben ist den Bäumen das Schlagen beim Herunterholen der Nüsse ersprießlich; zu *düecht*, *düech* (subst.) vgl. mhd. *dihen*, H. *düege* gedeihen; *di kó és gót van düech*, giebt viel Milch).

*Da mösste óp dé béle biite* (H., wenn jemand über schlechte Zähne oder über das Ausfallen der Zähne klagt, auch vom machtlosen Zorn gesagt; D., K. *óp de béldere*, Eifel *beeler*, sämtlich pl., Zahnfleisch, zahnlöse Kiefer; bei Kindern mit Anspielung auf den Begriff Bilder; abzuleiten aber von dem St. *bal*, *bil*, *bul*, s. unter *bólebi<sup>e</sup>vel*).

*Ech sal dām wal e schtākske dervür schte<sup>a</sup>ke* (H. u. a.; wenn man die Leute von dem bisher gewohnten Betreten eines Feldes abhalten will, so pflanzt man ein Reis darauf; soll man nicht auch an die Abzäunung des altgermanischen Gerichtsplatzes denken dürfen?).

*Dā schteet óp sū schtōk* (H., auf seiner Behauptung, seinem Rechte, auf seinem Eigentum); — *nu sägg et mār, wi et an et schtōk schteet* (M., sage es nur gerade heraus); — *dāt és e schtārk schtōk* (H., eine starke Leistung).

*Op et beschtā<sup>e</sup> schto<sup>e</sup>n* (H., im Begriff sein, zu heiraten; vgl. ausstatten, holl. *besteden* verdingen, aussteuern).

*Jāt én de schannz schesse* (D.), *jāt én de schannz scheete* (H., preisgeben; K. *Dā schüüss nix én de schannz*; um die „Schanze“ tobt noch immer der Kampf<sup>1)</sup> — ob germanisch (Reiserbündel, Verschanzung), ob italienisch (*scancia*, *scansia* (Gestell), ob französisch (*chance*, lat. *cadentia* Würfelspiel, Wagnis); unsere Redensart, welche in dieser Beziehung noch nicht verwertet ist, und der Umstand, daß sie auch im Niederd. (H.) vorkommt, und ebendasselbst *chance* auch als *kans* sich findet, spricht für Deutschlands Rechte).

*Enge de lāz le<sup>a</sup>se* (A., jem. die Leviten lesen; eig. die Lektion, holl. *les*).

*Dò sālste de krāuz kréén* oder *de krānnk kréén* oder *de kòt krānnk kréén* (D.), oder *de krāū kriige* (H., die Krätze oder die Krankheit, d. h. die Fallsucht kriegen, aus der Haut fahren, oder im Sinne einer Verwünschung; vgl. holl. *kraauwsel*, Grind, Krätze, von *kraauwen* kratzen; krauen, mhd. *krouwen*; vgl. auch *dāt és vör de kri<sup>e</sup>keleköz de kriige*, H., so leid, wie man die Heimchen werden kann).

*Dā'ss muus we móder* (K., kommt auf eins heraus; hd. Maus wie Mutter; ich bin gegen die verbreitete Ableitung „Mauserung wie Mutterung“ vom lat. *mutare*<sup>2)</sup>; *maus* ist nichts anderes als Weib, vgl. Mann und Maus<sup>3)</sup>).

*Hā és nòch net u<sup>e</sup>l ü<sup>e</sup>ver* (H., ist noch nicht „langs Schmitz Backes“; im Holl. heißt es richtiger *noch niet te Ool over*; *Ool* ein Ort bei Roermonde a. d. Maas, wo früher eine befestigte Überfahrt war).

*Bāke bīre* (ich kann nicht feststellen, ob diese in andern Gegenden häufige und oft mißverständene Redensart in hiesigen Landen noch üblich ist; aber in einer Jülicher Gerichtsordnung von 1413 wird als Strafe angedroht „zu den backen birnen“ d. h. die Backen brennen<sup>4)</sup>).

<sup>1)</sup> Kluge, etym. Wb. der deutschen Sprache; May, a. a. O.; Lexer, mhd. Wb.; Wander, deutsches Sprichwörter-Lexikon, Leipzig, Brockhaus 1867—1880; Richter, deutsche Redensarten, sprachlich und kulturgeschichtlich erläutert, Leipzig, Rich. Richter 1889. Vielleicht liefert auch ein Vers aus dem Kinderliede von den „*kru<sup>e</sup>nekraane*“ einen kleinen Beitrag zu jener Frage: *Wān di pópe danze — óp die dōere schanze* (Dornenschanzen).

<sup>2)</sup> Heinze, a. a. O., 7; Fuss, Volksetym., Progr. Bedburg 1883, 386.

<sup>3)</sup> Auf den Beweis muß ich an dieser Stelle verzichten; aber vgl. auch May, a. a. O.

<sup>4)</sup> Vgl. Wallraf, Altd. historisch-diplomatisches Wörterbuch.

*Dóón als wán mer däm kórfürsch si knòplauch wíer* (D., sich brüsten).  
*Jät vör e vätmänche ón ene vüürschteen kríge* (D., zu einem Spottpreise:  
*vätmänche* einer der vielen humoristischen Münznamen,  $\frac{1}{2}$  Stüber, 4 Pfg.).

*Séch e rüt rôkelche verdéne* (D., ähnlich H., sich eine Auszeichnung verdienen, besonders durch Antragen; der rote Rock — *scharlaake rôk* — war bis vor nicht langer Zeit ein Zeichen des Reichtums und kehrt in Volks- und Kinderliedern häufig wieder<sup>1)</sup>).

*Wärwoof* (H. und sonst; auch der alte Werwolf ist eine allitterierende Bildung).

*Dó kanns meer kei blò blómche maache* (K., keinen blauen Dunst vormachen: H., *ké blau blómke vürmaake* mich nicht belehren; vgl. Wander, a. a. O.: er macht uns blaue Blümchen weis. Man ist unwillkürlich versucht, an die mythologische blaue Wunderblume zu denken).

*Dät hüt óch de kät gekämt* (H., die ist verkehrt, taugt nicht; D., ist hintertrieben, besonders von Mädchen, welche heiraten; auch hier scheint ein mythologischer Kern zugrunde zu liegen; der Gegensatz ist die volkstümliche Anschauung, daß eine Braut, die an ihrem Hochzeitstage schönes Wetter hat, die Katze gut gefüttert haben muß: die Katze war der Freyja heilig; Katzen verwandeln sich in Hexen und umgekehrt<sup>2)</sup>).

*En hiilhóch* (D., eiserner Haken über dem Feuer für die Kessel; in andern Landstrichen *hiel, hél, hál, hal, hól, hól*, die heilige Herdstätte der Germanen, der Göttin Hel, der „segenspendenden Erdmutter“<sup>3)</sup> geweiht; vgl. *hiéle* (H.), *helen, haalen, hoolen* u. s. w. die Braut oder eine Magd einführen, d. i. dreimal um das Feuer oder um das Hel führen; *hüülbéer* (H.) der Verlobungstrunk; zu diesem Stamme gehört auch der zweite Teil des folgenden Stabreims:)

*Hév ón haal* (H., speziell, soweit mir bekannt, nur in Ütterath bei H.; „hoch und niedrig“, eig. nichts anders als Himmel und Hölle, hoch und hohl, eine Erklärung, welche der Schreiber dieser Zeilen erst nach mühevolem Suchen wagt; im Heliand ist *hevan, hebhan* Himmel schon nicht mehr so häufig wie *himil*, ags. *heofan, hefon*, engl. *heaven*, niederd. *heven, häven*; im Holl., Dän., Schwed., Fries. fehlend, also wohl ein rein sächs. Wort zum Stamme heben, niederd. *heven*; H. *hüvel*, Hügel, *séch hüvele* sich groß machen, engl. *heavi*, schwer von Gewicht, hoch; veraltet auch *séch héve* zum Himmel gehen, sterben; zu *haal* vgl. außer dem vorigen Artikel auch hohl, engl. *hollow*, und Hohlweg).

In ähnlicher Weise hat die Allitteration in weiten Grenzen eine spracherhaltende Wirkung ausgeübt. Eine größere Menge von stehenden Redensarten mit Stabreim hat sich, scheint mir, in der Weise überliefert, daß irgend jemand einmal zufällig diese oder jene allitterierende Verbindung gebrauchte und dieselbe dann durch gewohnheitsmäßige Nachahmung zu einer Formel, vielfach ohne innern Gehalt und Witz geworden ist. Bei einigen solcher Verbindungen beruht ihr einziger Wert auf ihrem sprachlichen Alter.

<sup>1)</sup> Volkslied vom Mittelrhein: *Dä, dä, mét dem rüde rôk,*  
*Dä, dä hüt dat gäld ém sòk.*

Kinderlied: Hop Marjännchen, hop Marjännchen,  
 Laß das Püppchen tanzen,  
 Hat ein rotes Röcklein an  
 Rings herum mit Fransen.

<sup>2)</sup> Auch unter den rund 1000 Sprichwörtern von der Katze, welche Wander a. a. O. verzeichnet, haben viele eine mythologische Färbung. Vgl. auch unten unter „Katze“.

<sup>3)</sup> Vgl. besonders die warme Darstellung bei Simrock, Hdb. der deutschen Mythologie, Bonn 1878, S. 311 ff. (Hel, Hölle, goth. *halja*), aber auch Norrenberg, Gesch. d. Stadt Süchteln, S. 2.

*Et sāl häll haute* (H., wird hart, d. h. schwer halten).

*Hä hät et häll; — hä hät et so häll wi de pän om fastelovend* (H.).

*Dät sals du wäl gewaar we<sup>a</sup>de* (H., wirst du schon spüren).

*Va kaunte kōme* (H. von der Stelle, vorwärts; *kant* Rand, Seite, ist ein niederd. Stamm, der auch im Romanischen vorkommt; erst im 17. Jahrh. im Hd.: Kante).

*Dò lēggen de lū on käle* (M., die Leute haben gut sprechen); — *de lū lēggen on loope* (M., liegen und laufen, welch eine Verbindung für: da laufen die Leute!).

*Ech sal et em saaghe* (H.) werde es ihm richtig bestellen, häufig scherzhaft für: ich werde es nicht bestellen); — *éch sal dēch éns jät saaghe* (H.).

*Vōr de vót* (H., der Reihe nach); — *vōtsche vōr vōtsche* (H., ganz langsam. vgl. Fr. Reuter, Festungst. 20: *för fōtsch*).

*Wat mer nit drāghe kån, dat muss mer līge lōsse* (K.); — *lōss līge, da'ss för et kärmädche* (K.); — *lōss et līge, dät isst énem ke brut af* (K., wenn man etwas anscheinend unnützes verwahrt); — *dä kån nix lēgge lōte äs heet iiser on mü<sup>l</sup>estēn* (H.); — *lénks lēgge lōte* (H. rechts vorbeigehen, beim Wandern; jemanden links liegen lassen); — *dä hät et vlēdech lēgge lōte* (H., hat ein schlechtes Andenken hinterlassen); — *éch wēll méch net lómpe lōte* (H.); — *éch lōss méch net lūre* (D. nicht anführen; K. *lōre* übervorteilen; engl. *lure* ködern, locken, holl. *lorren* hintergehen, schw. *lura*, lauern, betrügen, *lurendrāgare* Schmuggler, dän. und niederd. *lurendreier* Gauner, H. *luurje<sup>a</sup>ger* Wilddieb, franz. *leurrer* anlocken, verführen, betrügen — zu lauern, mhd. *lūren*; mhd. *lūre* hinterlistiger Mensch<sup>1)</sup>); — *lòt mar loope* (H. nur zu!); — *gāk, lōs gāk elans* (K.); — *ich sal im wiise, wò der zīmermänn et lòch gēlōssen hāt* (K.). — Man sieht, ein großes Contingent zu solchen Ausdrücken stellt merkwürdiger Weise das in der Umgangssprache (auch im Hd.) überhaupt beliebte Wort lassen. Der Vollständigkeit halber will ich noch einige allitterierende Gewohnheitswörter, welche zufolge ihrer Inhaltlosigkeit fast zu Interjektionen herabgesunken sind, nicht unerwähnt lassen: *Hüer ens hei* (A. hör' einmal hier, hör' mal); — *du bōs joe gāk* (H.); — *ijaa jóng* (H.); — *éns jät jau* (H., etwas schnell); — *gōnk gāk* (H., geh); — *gōnk gāke jóng* (H.); *mōrge mōtsch* (H., guten Morgen Mütze, d. h. da wird nichts draus!).

Noch eine andere Art sprachlicher Erstarrung hat der Stabreim im Munde des Volkes, wenn auch nicht unbedingt und von vornherein verursacht, so doch später durch die gleichmäßige Gewohnheit mit sich gebracht: die Wortstellung, und zwar zuweilen eine wenigstens für das Gefühl des an die Schriftsprache Gewohnten auffallende Wortstellung wird, wie sie einmal bei jenem sprachlichen Wendevorgang stehen geblieben ist, festgehalten und nicht mehr verändert<sup>2)</sup>. Diese Erscheinung beruht allerdings auf dem Wesen aller sprichwörtlichen Gewöhnung; aber nirgendwo zeigt sich diese Gewöhnung so festgefügt, als beim stabreimenden Sprüchwort. Eine sehr große Reihe der schon angezogenen und der unten noch folgenden Redensarten könnten als Beleg für jene Wirkung dienen; hier nur einige Beispiele von merkwürdiger Wortstellung:

*Et hāt gēgōnge gót* (H.).

*Et és gót, wo<sup>e</sup> sche<sup>a</sup>pe si<sup>e</sup>ve sin* (H., wo die Schöffen in der bekannten Siebenzahl sind, d. h. was der eine nicht weiß, das weiß vielleicht der andere).

*Dò és dā funge fōr* (K., dafür geeignet).

*Wat dinges amps nit és, dò lōs de fingere vūn* (K.).

<sup>1)</sup> Anders bei Diez, etymol. Wb. der rom. Sprachen, Lexer, Brachet a. a. O. (*leurrer* von *luoder*).

<sup>2)</sup> Auch Heinze erwähnt an einigen Stellen die feststehende Wortfolge.

Ein Gutes hängt aber auch wohl mit dieser Erstarrung in der Wortfolge zusammen, ein Gutes, das zugleich als eine letzte Wirkung des Stabreimes erscheint, der Umstand nämlich, daß einzelne kleine, in der Schriftsprache und der gebildeten Umgangssprache immer mehr an Leben verlierende Wörter oder zu Ableitungssilben verblaßte Lautbilder in der Volkssprache, wie mir scheint, durch den Stabreim und durch die in demselben begründete Betonung ein gut Teil ihrer alten Kraft und Fülle bewahren oder gar zurückbekommen; die letzten eben angeführten Beispiele zeigen das schon (*för, vün*); vgl. auch o. *éne länge-ling, e liver-lingche*. Diese Beobachtung mag den Kreis der Wirkungen und Folgen, welche der Stabreim für die volkstümliche Sprache mit sich zu bringen scheint, schließen.

Mit der eingehenden Betrachtung der zahlreichen Wege, welche der Stabreim in den uns vorliegenden Mundarten gegangen ist, und der verschiedenartigen und verschiedenwertigen poetischen und sprachlichen Nachwirkungen, die mit ihm in die Erscheinung treten, ist die letzte Hauptfrage, welche uns noch zu erörtern übrig bleibt, nahezu schon beantwortet, die Frage nämlich, ob und in wie weit das Volk selbst noch eine Empfindung jenes sonst fast vergessenen poetischen Schmuckmittels seiner Rede habe, ob und in wie weit es den Stabreim mit Absicht und Bewußtsein zur Anwendung bringe.

Wir haben gesehen, wie oft das Lautenspiel des Ablautes durch das Plektron des stabreimenden Anlautes angeschlagen wird, wie das Volk mit allitterierenden Wörtern gleichsam Ball spielt, wie durch den Stabreim die Begriffe und poetischen Bilder ein größeres Gewicht bekommen, wie mannigfaltig eine Wechselwirkung zwischen Humor und Stabreim sich äußert und wie dem humoristischen Element der Volkssprache durch den Anreim neue Nahrung zugeführt wird; wir konnten bemerken, wie manche Wortverbindungen vielleicht nur durch die Rücksicht auf die Alliteration bestimmt worden sind, und wie andere, die auf uralter Gewohnheit beruhen, sich im Gebrauche bis zu einem Grade festgesetzt haben, daß man, wie in den alten Epen, sie besonders gerne anwendet und bei jeder Gelegenheit gerade so und nicht anders sich ausdrückt, trotzdem vielleicht diese Wortverbindungen viel einfacher durch andere ersetzt werden könnten; wir fanden endlich, wie es auffallend erscheinen würde, wollte jemand in diesen typisch gewordenen Redensarten die einmal üblich gewordene Wortstellung verändern. Das alles deutet darauf hin, daß der Sprecher wie der Hörer sich mit einem gewissen Bewußtsein dem Genusse einer wenn auch beschränkten künstlerischen Leistung hingiebt.

Es kommen noch weitere klärende Punkte hinzu. Vielleicht ist schon der Umstand beachtenswert, daß einige allitterierende Ausdrücke sich nur in einzelnen Landstrichen, sogar in einzelnen Dörfern ausgebildet, aber hier sich auch um so eigensinniger fortgepflanzt haben. Zwar sind einige der von uns mitgeteilten stabreimenden Ausdrücke schon veraltet und, zumal in den Städten, im Aussterben begriffen, aber dennoch ist der unserer Natur innerlich anhaftende Alliterationstrieb auch heute noch im Volke lebendig, und zwar nicht nur in der Ausübung, sondern hin und wieder auch in der Neubildung von Reimen. Ausdrücke, wie *póstpeäd, fädervé, fädervächter* und andere, besonders wieder städtische Bildungen, atmen, wie oben schon bemerkt, durchaus schon den Geist modernen Denkens. Und belauschen wir noch einmal den Kindermund, den ewigen Urquell volkstümlicher Sprechweise. Eine Großmutter spielt mit ihrem Enkelchen das altjunge Piep- oder Kuckuckspiel: „*Piip, piip, kénnk!*“ Das Kind will antworten: „*Piip, piip, Großmutter!*“, bringt aber von dem Wort Großmutter nur die Assonanz des O-Lautes mit dem allitterierenden Vorsatze des *p* und mit Anklang an sein liebstes

Spielzeug zustande und sagt: „*Piip — póp*“ — und dieses allitterierende Spiel wiederholt sich von da an jedesmal, wenn die Großmutter ihr Vöglein lockt. In einer andern Familie wurde von den Kindern ein großes Stück Kuchen, wie es ihnen einmal die Stina, der Küche reichspendende Schaffnerin, verabreicht hatte, nie anders genannt als ein *Stina — stück*. Die mangelhafte Aussprache eines bäuerischen Familienvaters, welcher gefragt wurde, wie in seinem Hause die *pāp* (der Brei) gekocht und gegessen werde, ahmte man in einem Dorfe meiner Heimat spöttischer Weise durch folgende stabreimende Antwort nach: *jāt jēi ōn jāt jaater ōn jāt jōggeme<sup>al</sup> ōnger ée jejüt, én e jōk jejäch*, d. i. in gutem Platt: *jāt wēi* (Käsewasser) *ōn jāt waater ōn jāt rōggeme<sup>al</sup> ōnger ée gerüt, én der sōk gejaacht!* Diese moderne Bethätigung des Allitterationstriebes zeigt sich besonders auch in einigen Sprüchen, welche der Volksmund in dem alten Schatze seiner „Gassenweisheit“ vorfindet und in fröhlicher Laune oder Willkür so umdichtet, daß man Stabreime einsetzt, wo bisher keine standen, oder die vorhandenen verstärkt: *Zo frō gefreit hāt ōf gereut* (K., sonst: jung gefreit). — *Der króoch géet su lang zūr drünnk, biss e brich der hals of de hānnk* (K. *hānnk* Henkel). — *Kleider maache lūk, lumpe maache lūs* (K.). — *Būz wīder bāl* (D., sonst: Butz wider Butz; „Stoß, Kuß wider Beule“). — *Et éss āles klīp un klāp* (K., sonst: klipp und klar).

Entscheidend aber muß auf die Beantwortung jener Frage die unbestreitbare Thatsache sein, daß im Dialekt, und vorzugsweise, wie leicht erklärlich, auf dem platten Lande nicht nur der Gebrauch des Stabreims ein viel ausgedehnter ist, als im Hochdeutschen, sondern die allitterierenden Ausdrücke auch eine bedeutend kräftigere und einwirkendere Sprache führen, als die schon mehr abgeschliffenen hochdeutschen Redensarten. Auch das haben wir teilweise oben schon beobachtet. Man vergleiche: *Lāplēder* (K., Sohlleder); — *landlōöfer* (D., Landstreicher); — *maakelsmänn* (Eifel, Makler); *mēdelsmänn* (K., Mittelperson); — *nāuer nut* (K., mit genauer Not). Auch die Verbindungen mit *g* und *j*, wie *gōts jāmmerlich* allitterieren in der rheinischen Mundart selbstverständlich stärker als im Hochdeutschen. — *Mie ōf mēn* (H., nie etwa *mie ōf wēneger*); — *esōs en esū*; bald *esōs* bald *esū* (A., Antwort auf die Frage: wie geht es? mit dem Gedanken an die Begriffe *sōs en suuer*, süß und sauer; im Hd. ist die Redensart verblaßt: „es geht schon so so“; die Mundart hat zwei Formen des alten Stammes so ahd. *sus* festgehalten und einander gegenübergestellt; ähnlich D. *dā es esōs āver esū net*, der ist nicht ganz so). — *Dā hāt séch en nāte brōt éngebrōk* (K., Brühe, hd. Suppe). — *Vōl kō<sup>e</sup>k versāute der kō<sup>e</sup>k* (H., hd. den Brei). — *Dā es nōch nēt drū<sup>e</sup>jch òdchter de u<sup>e</sup>re*; — *dā hāt et dīk òdchter de u<sup>e</sup>re* (H., hinter den Ohren). — *Dāt es esu sōk wī so<sup>a</sup>tgōt* (M. Sack wie Saatgut, d. i. Saatkorn, hd. Sack und Pack). — *Kūlchen ém kēn hāt krūse sēn* (K., hd. Grübchen).

In einigen, allerdings vereinzelt Fällen glaubt man heraushören zu können, daß der Sprecher uns zwingen will, den von ihm scharf betonten Gleichklang zu beachten: *Séch óp séch sāl<sup>f</sup> sāze* (D., sich selbständig machen. — *Baaschten ōf bōōge* (H. s. o.). — *Drei W de brānge vīle ping, de wīver, de wōrfel un de winng* (K.). — *Dāt es e sprū<sup>e</sup>kwo<sup>t</sup>, āvel ōch e wo<sup>e</sup>r wo<sup>t</sup>* (H.).

Aus alledem wird man den Eindruck gewonnen haben, daß das Volk in seinen Sprüchwörtern, Redensarten und Wortverbindungen den Stabreim thatsächlich oft mit einem gewissen Behagen, mit Absicht und klarem Bewußtsein anwendet, daß es in vielen anderen Fällen aber, besonders in gewohnheitsmäßig gebrauchten Redensarten die Allitteration, wenn auch nicht mehr in ihrer ganzen Klangwirkung erkennt, so doch mit einer dunklen Empfindung des poetischen

Reizes zum Ausdruck bringt. Man muß im innigen Verkehr mit dem Volke beobachtet haben, mit welchem Grade von Wärme und Festigkeit diese des Hochdeutschen fast unkundigen Leute ihre eigene Sprache halten, hegen und hüten, wie sie verschmitzt lächeln, wenn jemand neue und ungewohnte Wortbildungen gebraucht, wie sie sich entschuldigen, wenn ein veralteter Ausdruck mit unterläuft, wie sie in volksetymologischer Anlehnung an naheliegende Begriffe und bei hundert anderen Wortspielen in viel loserer Weise, als es im Hochdeutschen geschieht, der Sprache die Zügel schießen lassen; man muß belauscht haben, wie das Volk seine Lieblinge, seine Gefährten in Freud und Leid und Arbeit gleichwie im Märchen mit der Gabe der Rede ausrüstet; man muß gehört haben, was die Glocken singen, was die Vögel und die Frösche sagen, was die Mühle klappert und plappert, in wie verschiedenen Takten der Dreschflügel seiner Schlagkraft und Schlaglust Luft macht und das geschlagene Korn klingt und klagt, wie der Hammer des Schmiedes befehlend dreinfährt und was der Amboß erwidert; man muß selber in der kalten Christnacht mitgeföhlt haben, wie unter den Füßen und Holzschuhen der zur Mette gehenden Landleute der hartgefrorene, knirschende Schnee jauchzend emporruft: *Krist, Krist, Krist* — und man wird geneigt sein, diesem Volke auch bei dem Gebrauche eines Stabreims das Bewußtsein von einer sprachlichen Leistung nicht abzusprechen. Das Volk hat ein überaus kräftiges, um nicht zu sagen feines Gefühl für das innere und äußere Leben der Sprache überhaupt und insbesondere seiner eigenen, in ihrer Art reichen Sprache. Der Stabreim wirkt in seelischer Kraft wie der lebendige, lächelnde Mund des Erzählers alter Volksgeschichten, und er gehört äußerlich zu der derbgewohnten und mit starken Klangmitteln gewürzten Volkssprache — wie der Norddeutsche sagt, *as mustert bi de malltiil*. Aber wie in einem guten hochdeutschen Gedichte der Reim kein gesuchter, lediglich auf das Ohr berechneter sein soll, so kann auch hier in den meisten Fällen jene Klangform keine aufdringliche sein; sie hat vielmehr, um noch ein Bild zu gebrauchen, den Charakter eines durch Alter und tägliche Gewohnheit lieb gewordenen, ich möchte sagen häuslichen Klangwesens: so ist es mit dem traulichen Ticken der alten Hausuhr, die uns zugleich mit ihrem unerschütterlichen *tik-tak* eines der ursprünglichsten Beispiele naturnachahmender Allitteration giebt: in stillen, trauten Stunden tritt dieser nimmerruhende, aber die ganze ruhige Ordnung des Familienlebens in sich bergende Laut, den wir tausendmal des Tages überhören, wieder mit lebendiger Macht vor unser Seelenleben. — Möchte in den stillen, trauten Stunden der Winter- und Feierabende auch dem arbeitenden Volke in Stadt und Land dieser stille und stillende Klang, und dazu der Besitz und der Genuß seiner köstlichen Sprache, welche vom Rauschen des Tages und der stürmenden Zeit bedroht genug ist, auf immer erhalten bleiben!

Im übrigen ist zur Erhärtung und Vervollständigung der obigen Ausführungen die Lektüre der folgenden zu einem Gesamtbilde volkstümlichen Wesens zusammengestellten stabreimenden Sprichwörter und Redensarten unbedingt nötig. Dieselben sind geordnet nach den verschiedenen Quellen, aus welchen das Volk in seiner bilderreichen Redeweise zu schöpfen pflegt.<sup>1)</sup>

Land und Leute. *Et Jülekerlönnt säl zēderen ón be<sup>a</sup>ve wi ene bisestruuk, ävel net verjoo<sup>n</sup>* (H., alte Prophezeiung). — *Nix be<sup>a</sup>ter én et Jülekerlönnt, ás jät bōter óp ene flākönnt* (H., auf dem Rande des Obstfladens, unseres Nationalgebäcks). — *Ene kōlsche kapesbuur*. — *Ene ke<sup>äl</sup> wie ene kōlsche Drikes* (D.). — *Dä és mēm rōsdōch no Kōle kōme* (K., von der Landstr. aufgelesen). — *Só āut wi O<sup>e</sup>ke* (H., wie

<sup>1)</sup> Raummangel legt dem Verfasser in jeder Beziehung Beschränkung auf.

Aachen). — *Dat blénkt wi Bütschet hénger Oche (D.)*. — *Ke<sup>ä</sup>ls wi de jónge von Jäzwiler (D., Garzweiler, Kr. Grevenbroich)*. — *Dò géét et só dóreen wi e Karken égen kérk (H., Karken, Kr. Heinsberg; infolge eines bis in die Kirche fortgesetzten Kampfes mit den Spaniern i. J. 1596)*. — *Su sénge se net, wän se van Ke<sup>ä</sup>veler kóme (D., so geht's nicht!)* — *Ene no<sup>e</sup> nāber ös be<sup>ä</sup>ter as ene wi<sup>e</sup> frönnk (Grefrath)*. — *Bässer 'ne góde nõber als ene frünnd én der främmde (K.)*. — *Dä küt dórān wi de hēde an de hämmde (D., Heiden, Zigeuner)*. — *Hä freut sich em gēis wi de ärm jūde (K.)*. — *Hä wiit wal net ónnder en órrgel kóme sénn (D.)*. — *Hu<sup>e</sup>ch he<sup>ä</sup>re wiik ut der we<sup>ä</sup>jch, kãne se déch net, da kõle se déch net (H.)*. — *Et és gen kru<sup>e</sup>n, òf et schtéet e krüzke dróp (H.)*.

Handel und Handwerk. *Dä rächnet séch rīch ón zält séch ärrm (K.)*. — *Dät és esu gót wi baar gällt (K.)*. — *Ze pòst on ze pe<sup>ä</sup>d (D., schnell)*. — *Du schpréks wi en frau, di vāt vél hāt ón schmiēt de schuuen mēt bōter (M., Verschwendung)*. — *De dómste brāuer brauen et bāste bēr (K.)*. — *Bāken un brāue gerit nit āle kére (K.)* — *Wò e brāues schtéet, kann ke bākes schtõnn (D., wer viel trinkt, ißt nicht)*. — *Hä bākt klén brü<sup>e</sup>tches (H., giebt klein bei)*. — *Prākeséren és de kunns, sāt de schniider, dò sāz e der läpe néven et lõch (K.)*. — *Dä hāt en schärrpe schi<sup>e</sup>r (H., knappes Maß)*. — *Dät és esu zī wi läplāder (K.)*. — *Dat és verbórrge wi en sūl em sāk (D. sūl Pfieme, dān. syl, ahd. siula Nähwerkzeug, lat. suo)*. — *Et és bāsser beim schmēt als beim schmētche (D.)*. — *Mer maalt nit òne winnd un wāsser (K.)*. — *Di vāder és óch géne glāsmē<sup>ä</sup>ker gewē<sup>ä</sup>s, òngesch hei er déch en ruut éjen rōk gesāt (H., geh' mir aus dem Licht!)*.

Bauer und Bürger. *Wän de buure schénke schni<sup>e</sup>, móden de bōrrger hōnnger lii<sup>e</sup> (H.)*. — *Dä és esu bót (stumpf) wi 'nen bóór (K.)*. — *Der buur és en bīs, verkōf de bōte ón vris de kīs (D.)*. — *Nen boor óp en kó gebunge, sin zwei lebāndige bīster (K.)*. — *Dä és esu contānt wi ene buur, dā gebich hāt (D.)*.

Arbeit und Ernte. *Et és be<sup>ä</sup>ter iuser gekneät, äs bru<sup>e</sup>t òne nu<sup>e</sup>t gebe<sup>ä</sup>t (H.)*. — *Et kü<sup>ü</sup>me és de kru<sup>e</sup>n van et wārrk (H., keuchen)*. — *Kūf der gāk, da wérrkt er gót (H., küfe schmeicheln, küf, kũfke, Haube, Federbüschel, Frisur, zu „Kopf“, franz. coiffer)*. — *Dä kānt nix äs mar jāt wérrken ón wo<sup>e</sup>ve (M., arbeiten und wühlen; wo<sup>e</sup>ve H. sich schwankend bewegen, ähnlich hd. wabbeln, wabern, weben, also nahezu das feinere wirken und weben)*. — *Wā schu<sup>e</sup>n geet wérrke, geet schmi<sup>e</sup>regch noar kérre (M.)*. — *Ene fliiteje vāder makt vūl vraulū (H., faule Töchter)*. — *Ene vūle vāder trōkt fòrsche vānnte (H., fleißige Burschen)*. — *Geet et ko<sup>e</sup>re i<sup>e</sup>ver der mānn, gēvt et wēnech én der wānn (H.)*. — *Op króm fuu<sup>e</sup>re wasse de meeste frōchte (M.)*. — *Wi der flaas, sū der fādem (K.)*. — *We<sup>ä</sup> séch wi waater lét wāne, dām móste wi der düüvel bāne (H.)*. — *Emes ónger de grāne gòòn (D., Grannen, jemd. strenge vornehmen)*. — *Só kót wi kāf (H.)*.

Feld und Flur. *De kwe<sup>ä</sup>ke scheue de kwe<sup>ä</sup>te oder wò en kwe<sup>ä</sup>tehònd wólt, dò wāsse gen kwe<sup>ä</sup>ke mi<sup>e</sup> (H., Quecke und Schwiele; kwe<sup>ä</sup>te westf. kwesen, ahd. chuadilla, zu quellen)*. — *Agén äng van de wiwōtele sēt ene gólde rénnk oder lutscht ene jónge düüvel (H., eine Knöterichart, ein gefürchtetes Unkraut)*. — *Hóót ón ho<sup>e</sup>r māsst si<sup>e</sup>ve jōr (H., düngt gar nicht)*. — *Dä trūt der drāk ón hāt der gāk (H., reiche Heirat)*. — *Hä hāt dām ut der drāk getróóch (H.)*. — *Wūr den drāk rōt, dā muss in óch rūche (K.)*. — *Hä kri<sup>e</sup>jch der we<sup>ä</sup>ch gewi<sup>e</sup>se (H., den Weg zur Thür hinaus)*. — *Dat és mer*

durch et gäss'che gegange (K., habe ich vergessen, Wortspiel!). — Wä ge<sup>er</sup> öpen schtro<sup>et</sup> wël schtärre, lét der atfekät mâr ärrve (H.). — Dä és hénge de häke jónnk gewäss (D., unerzogen). — Hälste et äkesch hénger en häk! (D., da würdest du dich nicht scheuen!). — Mer sôk keene hénger de häke, wò mer nét säles gesäusse hät (D.). — Jjaa jóng, nuu móss tu mét an di löng heik haue (M., Sorgen des Ehestandes). — Ochter au schtök és gót schuule (H., alte Leute raten gut; vgl. mhd. schür Schutz, Schirm). — Ruet ho<sup>er</sup> ón älse hóót, wässt sällde óp góe gróónd (H., das rote Erlenholz ist der Sitz von Geistern, auch Wodan hatte rotes Haar). — Riike mans kánnger ón ärme mans hóót we<sup>de</sup> gau gru<sup>t</sup> (H., gau schnell, holl. gaauw, altfränk. gaw, vgl. jach). — Dät geschüch, wän der baach der bärrech eróp lööf (D.). — Wä vü<sup>er</sup> vii<sup>et</sup>, de vü<sup>er</sup> schii<sup>et</sup> (H., wer zuerst fährt, kann zuerst scheeren). — Däm geet de mü<sup>l</sup> wi en schmêkeschnu<sup>er</sup> (A.). — Dä hät löchte gelaa<sup>e</sup> (H., leichtsinnig). — Dä schléét över de schträng (H.). — On wän et pe<sup>t</sup>sche mét kâr ón ko<sup>te</sup> drä geet (H.). — Hä wét nét hót nõch hâr; éch bôn hót on hâr gelóópe (H.). — De käre, de kraache, de häle séch lang (D.).

Hof und Haus. Drókt ene atfekät déch de hönnt, häste verloere éne mörge bäüst lönn<sup>t</sup>; hät er vör déch geschwééss, dän häste vör hãm gemééss; hät er vör déch geschri<sup>ve</sup>, wóschte va huus on ho<sup>f</sup> verdrí<sup>ve</sup> (H.). — Dä lét dät gót verródele on verriise (H., riise langsam fallen, ahd. risan). — Du löps schöp ón schür överhóóp (Dülken). — Dä süf wi en lebändege sännk (K.). — Mer móss däm de krép jüt hüüder hange (D.). — Ene ji<sup>e</sup>der és verjükt óp sine kûs (M., Futterstampfer, Futter). — Bädelsäk hân kein bôdem (K.). — Ene sôk agen sî, és vuul wî en wî (H., Bettler). — Dä hät ene kôp wi ene hóóthaamer (H.). — Hä és ónnger et geróngels gero<sup>e</sup> (H., Gerümpel). — Hä schleit se zosäme we alt iiser (K.); hä kômmt onger et äut iiser (H., bleibt unverheiratet). — Du bö<sup>s</sup> óch en häkhoot (H., Starrkopf). — Unkrük wä<sup>s</sup> én jeder-mäns gaade (K.). — Dä hät e paar bāke wi ne bōschdörper āpel (K.). — Du mé<sup>n</sup>ns óch āles vör ene öpel ón en ei de kriige (H.). — Dä és esu bót wi bāne schtrū (K., stumpf, ungeschickt). — Déstle draaghe kein druuve (K.). — Dä nést nõch en de ni<sup>e</sup>tele (H., grüner Junge). — Däm verkāuf mer kein flāte vör fiūle (K., Nelken für Veilchen, eig. vom selben Stamm, flāte von Violetten). — Fiu<sup>e</sup>len ón fién<sup>n</sup>ke wässe tōsche po<sup>e</sup>schen on pé<sup>n</sup>nkste (H., Singrün, vinca minor). — Hū hūser han gemeinlich lēdige läuve (K., Speicher). — Ner wāggelige wann<sup>d</sup> güt mer gān ene schtūp (K.). — Hä mé<sup>n</sup>t, hä kōnnt dōrch sēbe dōre sēn (D.). — Mēt klén<sup>n</sup>k ón klūster verschlo<sup>te</sup> (H., Schloßklinke und Vorhängeschloß, lat. claustrum). — Dine wēt és én de hóóthōt (Grefrath, Holzhütte, hinter der Thüre, zu Kindern gesagt). — Dä hät én der trōn getrōde (K., Fehltritt). — Wu der bāsem nét dóóch, dò bāt et nét (M., Besen, Hausfrau). — Di és wi ene sā<sup>u</sup>tsōk (H., Salzsack, Aufnehmer, trägt allen Schmutz weiter). — En grōsse löóch, āver e klei léé<sup>ch</sup> (K.). — Dä hät séch bi dām et hi<sup>e</sup>l aāgehōnge (M., sich in Gunst gesetzt, s. o. S. 28). — Mir és et ū<sup>r</sup>wārk āfgelóófe (D., habe Hunger). — Dä schlink wi ene schpidōls-schpōlschtein (K.); dé heerōden óp der schpidōls-schpōlschtein (K.). — Klén kätelkes hann<sup>t</sup> grūte wre (H., kleine Kinder). — Dé hann keine pōt ūn kein pān (K.). — Et és gén dōpe só scheef, et paast éne dūxel drōp (H.). — En dōpe óp der dōrrpel sāt e wiif, dät nét wiis (H.). — So ruu wi en rīf (H., Reibe). — Wän de wiiver weischen ón wuu<sup>e</sup>schte, liien de mannder hōnnger ón duu<sup>e</sup>schte (H.). — Dōchtech agen dōōsch és wōker age wārrk, dūbel agen

*döösch géf vörrkesfliit (H.). — Wä geet döösche läke, dä möss óch döösche däke (D.). — Wän ónnse Härgöt méch net vòm schtól schtüsst (D.). — Nòch nèt esu vöel wi e schpönnge-schpéz (H.). — Heitste méch vörech joer gemét, da wüer éch dët joer dîn mät (H., Magd.). — Wänt buute bränt, da kän et va bäne de frau nòch ömer uutmaake (H., Sparsamkeit der Frauen). — Wämen getrüt és, da wët usen Härgöt, wó men wönnt (H.). — E kénnk hät ene möössige männ nūdech (D.). — Kranken un kinnder dé fròch mer, äver grösse dāne güt mer (K.). — Kriischen és kénngergesann (A.) — Wööst égen wéch wöt schtóót óp en schtroet (H. ein Kind, das häßlich in der Wiege, wird nachher schön).*

Tiere und Tierchen. *Glích vé fink sich (K.). — Et auch vüm hallfe mät et vé vät (K.). — En vraue-hönnt, ene peäts-tönnt hannt géene schtélschtönnt (H.). — Ischt de piip aan, dān et peät ut der gräf (H.). — Der peäper brönkt de mänslū óp de peeäd, de vraulū en de eäd. — Kó on kòðf (H., alles). — Et güt mi källffäll äs kófäll (D., es sterben mehr Menschen in der Jugend als im Alter). — Wä men de kòðver hüt bööke, só men net wíte, wo de kò van dān kóme (H., großhansige Kinder). — Döösch éch mar käle över de käuver, küeme de kò an't küüme (H., Kinder, Eltern). — Jönkk kò bādele, da krīste de käuver ómesöös (H.). — Dò ká mer séch en kó vör kóófe (D.). — Hä schékt séch wi en jóng kó én de kār (H.). — Atfekāte käle de kò ut gene schtäll (H.). — Dä déét ene kalverkall (H.). — En keäl wi e röbrēnd (H., starkes Rind, das immer an der Raufe, Krippe steht). — Dò sāl dich enen ālen ésel biisse (K.). — Et és te schléicht, dāt man ene eäsel én e uer schöt (H.). — Dat kans do enem ésel en et ór schriive (K., ist nutzlos). — Dä schiert de schòðf ón éch de vörrke (D., Vorteil). — Dä wēss si schöfche zo schēre (K.). — Der bók blif net òne baat (K.). — So vuul wi e vörrke (H.). — So vaal wi e vörrke (H.). — Säu sin säu, mer halden uns saache rein (K.). — Wän de säu sāt és, dān schtüs se der tròch òm (K.). — Wò der vörrke vöel sinnt, wöt et geschpòls dōn (H., viele Kinder, kleines Erbe). — Dèk geschpòls mät fāte férrke (K.). — De fāte férrke wesse nit, we et de maaghere zó mót és (K., reich und arm). — Wän nen bóór verdärre wēll un wēss net wé, dān hält 'e vil férrken ón vil fédervé (K.). — Wä mer sāt: husch husch, meint mer āle höönder (K.). — Si've gés ón si've joer, géft e bāt, on nēt de schwöer (H., Gänse). — De kópel küüke tāle (H., ohne Resultat rechnen). — Brónnkt de bruk, krit de kāt de küüke (H., wenn die Henne, die Mutter brummig, närrisch, nachlässig ist, mißraten die Kinder). — Beäter en mösch én de hönnd, äs en dūv óp et daak (H.). — Bei dām sin āle dūven óm daach (K., ist guter Laune). — Hung un hāre maache kein döör hinger sich zó (K.). — Wer fräch és we 'nen hunnk, dä lāf we 'nen hār (K.). — De hóng, di et hālste bi'le, biiten et wēnechste (H.). — Dä és noch de dóm, dāt er lo'es löpt (M.). — De frööchte schtönnd esu dik wi et ho'er óp der hóönd (H.). — Dä sökt hóngshoere (M., will krakelen). — Dòvön verschteet dä su vöel wi dér hóönd van de hómäs (H., Hochant). — Dām géét et wi de kāt égen kü'el (H., gut, wegen der vielen Mollmäuse). — Pāk déch de káz óp de kné, wat du net süüs, dat süüt dé (D.). — Et sāl séch wal dóke (zu Tuch werden), sāt der weäver, dò schpróng em de kāt én de kāt (H.); dām és en kāt en de kāt kóme (H., wenn dem Weber zu viele Fäden reißen; er hat viel Unglück). — Küüme de kāte, da ro'esen de rāte (H., küüme keuchen, krank sein). — Wän de kāze müse, dan maue se net (D.). — Kāzekinder müse gót (K.). — Hä floriert oder hä spréngt eróm wi en muus ém maldöpe (K., D.). — Fésch un vūgel gefange*

és óch móssich gégame (K.). — Drei jäger, drei féscher un drei vügelsfänger ernüäre nit einen einzigen móssichgänger (K.). — Du bés e käl wi en mäl, kâns fleute wi en meusch (D.). — Hallf bók-der-rök, hallf liverlingche (K., Wachtel; Lerche; Halbheit). — Füt és de fénnk (A., der Kerl oder das Geld ist fort!). — Dat dannk der en ál ül (K., ich nicht!). — Ungefange fésch sin net gót zo désch (K.). — Dü deet de mül óp wi ene müttkärrp (D., „Muttkarpfen“, Schleihe). — De vüss és net fe<sup>en</sup> vom lauch (D., „wenn man vom Teufel spricht . . .“). — Wò der hâs gejônkt és, dò lékt er et léfste (H.); wò der hâs gehäk és, dò küt e gån wíde (K.). — Du weess, wo hâs hõp (D., weißt Bescheid). — Mòte, mûs, móschen un måde, wò se sinn, do dån se schåde (K.). — Mân mót ísch küülkõp siin, íe men kwókfo<sup>esch</sup> wõt (H.). — Du sals ävel su vät net dervann kóme, sät der knüch, dò schtrík er der kro<sup>tsch</sup> (Frosch) én et böterméllksdõpe äf (H.). — Hä süpt wi en suuk-e<sup>aster</sup> (H., Egel). — Dä fõnk flök flége, ävel vuul vârrke (H.). — Bässer en fléch gefange, als luter móssich gégame (D.). — Däm sint de flü<sup>e</sup> fõnge wòde (H., man hat ihm alles genommen). — Dä kân nõch gen flü<sup>e</sup> du<sup>et</sup> du<sup>en</sup> (H., ist gänzlich kraftlos). — Däm és en luus över de le<sup>er</sup> gekro<sup>epe</sup> (H.). — Da<sup>ss</sup> ze mässe wi e mængche lûs (D.). — E vrõmesch met vlu<sup>esch</sup>tík agen hòds verdént klõp ón kâtekòds (H.).

Wind und Wetter. Et wêder kânt man am winnd, un de hârschâf am gesind (K.). — Verjaaghe weinnd bréngt e jót jo<sup>er</sup> (H., wenn im Sommer der Wind hin und her fackelt). — E kôt wiif, rāuch un rān halde vom huus der sâge fân (K.). — Et és schā, dāt schu<sup>en</sup> we<sup>er</sup> schā deet (Viersen, wenn ein Städter das schöne Wetter preist). — Tôsche daach ón dónnkel (H.). — Ene vüle wānnter, ene vāte kerrkef (H.). — Steet de sôn óp schtípe, géft et mòrrge re<sup>gedripe</sup> (H.). — Om léchtmes hāt der de<sup>er</sup>cher et wāne gewōne (H., durch das Längerwerden der Tage die Zeit ausgewonnen, um das tagsüber gedroschene Getreide zu „wannen“). — Dannzen em määz de mōken óm mēss, dån verschleess et fōder én der késs (! K.). — Hallve määz schpaat der ko<sup>k</sup> de kääz (H.). — Zint Bartelemiis verbe<sup>t</sup> de wisse ho<sup>se</sup> (Strümpfe) ón de weeche kīs (A.). — Sént tōnes brékt óf bréngt iis (Grefrath). — Schnie en der schlik, géft et vrūus si<sup>kerlik</sup> (Grefrath). — Kri<sup>t</sup> der hān óp de hu<sup>ert</sup> (Hühnersteige), dån schteet et we<sup>er</sup> on luurt (M.).

Leib und Leben. Dä hāt et leid óm lif (K.). — De ál lük hann der kalānnder ém lif (K.). — Jé mie minnsch, je mie müf (H.). — Dur (durch) väll on vleesch (H.). — De hāt et hu<sup>ch</sup> égen hõt (H.). — Däm és et hén (Hirn) zo hūch em kōp (K.). — Wat der kōp vergét, móden de been mēsgeile (H., entgelten). — Hä só et séch sällver üt gen tång trāke ón òngere gé<sup>ve</sup> (H.). — Séch óp een u<sup>er</sup> lügge on mét et ònger tūdāke (H.). — Hä kikt dur de ko<sup>de</sup> oder kōde (H., durch die Brauen, eig. die Kordeln; ist ärgerlich; vgl. hā és méch ut de ko<sup>et</sup> kōme, aus meinem Gebiet). — An ärme lüks baat lēren de jungen balbére (H.). — Hä és an di sī sék (H., siech, hat diese Schwäche). — Du hâs ene klōke buuk, ävel dōmm dārm drén (H.). — Dä läuf séch en bein us der bōz (K.). — Der hunger hérot der dōósch (K.). — Da<sup>ss</sup> e gefunge frässe (K., ein Glück). — Et vät vèdeljo<sup>er</sup> (H., die Zeit des Schweineschlachtens). — Et bāste schtök vum vârrke siz zwésche schnūss ón schtüz (K.). — Dä hāt jāt én de prénk de brōke (M., in die Buttermilchsuppe, ist reich). — Wā met pōpe (Brei essen) siin wéllt, mót óch met plo<sup>eghe</sup> (H.). — Fòrsche vre<sup>ater</sup> sinnt wōkere wérrker (H.). — Lékt vòr en huus en schtónd jāt määs (Mist), hāt et lönnt faas (Fasttag) schtaats fäüs (Festtag) (H.). — Dò ka<sup>mer</sup> sibe sōmer (Scheffel) salz met ässe, dån kânt mer

in noch nit (K.); desgl. *si<sup>e</sup>ve säk säut* (H.). — *Dò kòs de bròt mī als der bròde* (K.). — *Ech lòsse mer keinen brei òm der baat schtriche* (K.). — *Kòte kùl òn lang bròt-wóósch* (D.). — *Sóre kápes un halve kòp ässen de ängelen em hémel gän* (K.). — *Du séz én de böne on sòks e<sup>a</sup>ze* (D.). — *Dät sinnt au ärrte* (H., vergessene Dinge). — *Fuul fleisch schümp gän* (K., faule Leute schwitzen leicht). — *Dät és nèt fleesch nèt fò<sup>a</sup>sch* (H., nicht gehauen, nicht gestochen). — *Di twi<sup>e</sup> knaaghen an eene kno<sup>e</sup>k* (H., zwei Freier bei einem Mädchen). — *Vrau, sät dä mann, du häs klo<sup>e</sup>r óóghe, dò trók er en schläk* (Schnecke) *ut de schlät* (H.). — *Et versüfe mī lók ém winng als em wässer* (K.). — *Dä ét óch ene hallve daach an een ei* (H., ist faul). — *Man fóng em óp fül eier* (H., auf Unredlichkeit). — *Mer sòòke de díke us de dōne* (D., nämlich die Eier). — *Schni<sup>e</sup>tsche e<sup>a</sup>te, schni<sup>e</sup>tsche schni<sup>e</sup>* (H., von der Hand in den Mund). — *Beer un brüt mäat bāke rüt* (K.). — *Kīs, bóter, brüt schleet äle heide ón tórke düt* (D.). — *Ech kán gen vārrkeserī wuttscht<sup>o</sup>n, sät di vrau, dò knüdschde se de vlége én et flaakruut* (H.). — *Bässer es bässer, sät der jung, dò schtréch e der zūker óp der zirop* (K.). — *Ene büz o<sup>e</sup>ne baat és wi en eī o<sup>e</sup>ne säut* (H.). — *Di sinnt riik wòde mét schémel ón schoof te fre<sup>a</sup>te* (H., D., schoof ausgeschüttetes Stroh). — *Wä et lònkk hāt, da lét et lònkk hònnge* (H.). — *Et schteet noch be<sup>a</sup>ter éne vléleke* (häßlich) *lòp äs e nāt lo<sup>e</sup>k* (H.). — *Du bés en hallfgehank* (D.), oder *ene hòðfgehònge* (H., halbgehangen, unordentlich angezogen). — *Dat wēischt séch wi e liine lāpke* (H.). — *Hē e lāpche un dò e lāpche git zosāmen e kinnderkāpche* (K.). — *Hä reshk<sup>e</sup>t kòp ón ku<sup>e</sup>ghel* (H., Leib und Leben, eig. Kappe, Mantel und Kapuze; vgl. mhd. *gugel*, *Kugel*, lat. *cuculus*, ebenfalls noch erhalten in *H. bi<sup>e</sup>ku<sup>e</sup>ghel*, Kapuze, wie sie die Bienenzüchter anziehen). — *Wi der kòp sū de kāp* (K.). — *Gólde krāghe, nix zó knūghe* (K.). — *Vil ròtsche schāt dem bāsten bózenbòdem* (K.). — *Mer müss keinem anudere jāt én de schön schūve* (K.). — *Di re<sup>a</sup>keneng kannste ónger de schuu<sup>e</sup>n schriive* (H., verlorener Posten). — *Wò et móden és, dò gòn se óp klummpen en de kirrch un mét tripen óp der dannz* (K.). — *Ale le<sup>a</sup>ve wót wér erle<sup>a</sup>vt* (H., in den Kindern). — *Wä lang hós, dä lääflang* (D.). — *Ho<sup>e</sup>pdu<sup>e</sup>t le<sup>a</sup>ft lóng* (H., der, dessen Tod jemand erhofft). — *Höfléng lāven et längs* (D., *höfléng* in K. Kriecher; vielleicht ein Wortspiel mit „hoffen“ im Sinne wie der vorige Ausdruck?). — *Dä süüt üs we der dōren düt* (K., *wi der dūre du<sup>e</sup>t*, H.; auch *wi de dōr zik*, also wie der Teuerungstod). — *Se hannt méch dü<sup>e</sup>tgedéllt* (H.).

Sinn und Seele. *Só mánige minsch, so mánige sén* (H.). — *Je fri<sup>e</sup>r* (härter) *ho<sup>e</sup>r, je sännkter* (sanfter) *sén* (M.). — *E wēnech scheef dät jófert gót* (H., *jófere*, zur Jungfer machen, zieren). — *Mét em góde wòt ka mer en arm minnsch drei winterdāch wārrme* (K.). — *Wat kält ki<sup>e</sup>t, ki<sup>e</sup>t óch hēz* (K.). — *Ge<sup>a</sup>l ón grūn sénnt gāketūn* (D.). — *Dä kán net lāsen ón schriive, äve lége wi gedròk* (D.). — *Vil schpīter, äver wīnech gewēnn* (K.). — *Dä kán net kaaten ón nèt keegele* (H.). — *Gāke kriige de kaat* (H.). — *Dä lét séch nèt en de kaat kiike* (H.). — *Man mó<sup>t</sup> et kriige wi et kómmt* (H.).

Kreuz und Kirche. *Dä geet én gén kérrk noch klūs* (H.). — *Mer müss unsem Hārgòt nit én et hanndwārrk füsche* (K.). — *E ke<sup>a</sup>l wi ene hòllze Hārgòt*. — *Mét gālld ón gòdeswòt müss mer keine schpòt drīve* (K.). — *Ech wēll leever me<sup>m</sup> Hārgòt als met singe hēlige zo dūn hān* (K.). — *Wāt Gòt gīft, sāl zint Péter net nec<sup>a</sup>me* (H.). — *Wä trüt bāte klòkeklannng* (außerhalb des Kirchspiels, und in der geschlossenen Zeit) *dām reut et äl si le<sup>a</sup>ve lóng* (H.). — *Geli<sup>e</sup>de lū és gót prädege*,

ävel öngeli<sup>e</sup>de nõch be<sup>a</sup>ter (H.). — Et es gõt dät et mi<sup>e</sup>r märtererer gît äs apòstelè (M., Trost armer Leute). — Mer hänn ene hède em hüs (D., ungetauftes Kind). — Nu schlaach Gõt der düüvel du<sup>e</sup>t! (H.). — Wò en quisel em hüs es; sèz der düvel òm daach (D.). — Se hannt däm der düüvel aangedo<sup>e</sup>n (H., zur Wut gereizt). — Dat dannk däm der düvel; dò hät mer der düvels dannk vùn (K., schlechter Dank, kein Dank, schlechter Dienst). — Mäns móder, düvels underfóder (K.). — Öt nēits vòn twällf bõs én sēntt äle geschpännster òn schpu<sup>e</sup>ken óp dö been (Grefrath).

Recht und Gericht. I<sup>e</sup>vech òn ärrflech (H., schon in einer Urkunde von 1493 bei Norrenberg, Süchteln S. 29). — Wä mót, dä mót an der gallch (H., Galgen). — Hü gēit esu gän, we der dēf an der galge (K.). — Dés we<sup>a</sup>k fēngt gõt aan, sūt der schpēzbōf, dò hóngen se òm es mo<sup>a</sup>nes mòrrges an der gallch (M.). — Dä hānk an'em gólde galge (K., reiches Elend). — Ech bēn rāk wi gerädert (K., rāk ganz, mhd. rac starr, straff). — Je mi dōkter, je mi kranke, je mi prukerättere, je mi pruzüsse (K.). — Mēt mēken òn me<sup>a</sup>te, bliive de he<sup>a</sup>ren an't e<sup>a</sup>te (H., wenn ein Prozeß in die Länge gezogen wird; mēke, passen, messen, engl. matsch, holl. mikken zielen). — Wer schānk (schimpft), dä es geschannt (K.). — I<sup>e</sup>rlich duurt ivich (D.).

ävel öngeli<sup>e</sup>de nõch be<sup>a</sup>ter (H.). — Et (M., Trost armer Leute). — Mer hänn schlaach Göt der düüvel duet! (H., daach (D.). — Se hannt däm der dannk däm der düvel; dõ hät mer Dank, schlechter Dienst). — Mäns m twällf bõs én senn<sup>t</sup> äle geschpänns.

Recht und Gericht. I<sup>e</sup>vech ó bei Norrenberg, Süchteln S. 29). — Wü geit esu gän, we der dēf an der geschpēzbōf, dõ hóngen se óm es mo<sup>n</sup>es gólde galge (K.; reiches Elend). — I rac starr, straff). — Je mi dōkter, je m züsse (K.). — Mēt mēken ón me<sup>a</sup>t in die Länge gezogen wird; mēke, passen, schänk (schimpft), dā es geschannt

© The Tiffen Company, 2007

TIFFEN® Gray Scale



güt äs apòstèle s Kind). — Nu der düvel óm gereizt). — Dat rechter Dank, kein Ót nēits vón refrath).

kunde von 1493 Galgen). — Hü aan, sät der dū hänk an'em räk ganz, mhd. je mi pru- enn ein Prozeß zielen). — Wer